

VERDALAR.

Illustrirte Damen-Zeitung.

Inhalt: Trudchen's Kümmernisse. Novelle von Ludwig Ziemssen. (Schluß). — Die Erwartung. Von Meyer von Bremen. — Leukothea. Eine Erzählung aus altrömischer Zeit. (Fortsetzung). — Französische „gefäugelte Worte.“ Von Meta Bellmer. II. — Der Vorleser. Von Carl Heyden. — Mosaik (mit Abbildung). — Moderne Handarbeiten (mit Abbildungen). — Mode-Notizen (mit Abbildungen). — Wirtschafts-Plaudereien (mit Abbildung). — Schach. — Damenspiel-Aufgabe Nr. 10. — Auflösung des Scherz-Rebus Seite 176. — Correspondenz. — Farbige Kunstblätter für Buntsticker.

Trudchen's Kümmernisse.

Novelle von Ludwig Ziemssen.

(Schluß.)

Fünftes Kapitel.

Der Generalmajor von Weber hatte, als er vor Jahren seinen Abschied nahm und in die Stadt, die der Schauplatz unserer Erzählung ist, übersiedelte, vor dem Thore derselben in trefflich gewählter Gegend ein beträchtliches Grundstück — Garten, Feld, Wiese und Wäldchen — käuflich erworben und auf demselben ein allerliebste Landhaus erbaut, in welchem er nun mit Frau und reichlicher Dienerschaft behaglich wohnte und zur Zeit sich auch der Hausgenossenschaft seines von der Kriegsschule heimgekehrten Sohnes erfreute. Zwei Leidenenschaften hatten in den Tagen der nun schrankenlos ihm zu Gebote stehenden Mußezeit sein Herz ausgefüllt: Untersuchung des Erdbodens auf prähistorische Schätze an Urnen, Bronzen, Streitärten, Steinmessern zc., deren er im Laufe der Jahre durch unermüdeten Eifer eine große Menge zusammengebracht, und — die Förderung seines Sohnes zum Offizier. Das zweite Ziel erwies sich lange als ziemlich schwer erreichbar; doch die bei den Ausgrabungen bewiesene Energie und Geduld war dem alten Herrn auch hier treu geblieben, und nach manchen Schwankungen und Schwierigkeiten sah er endlich auch hier den erstrebten Erfolg. Sein Heinrich war nach mühsam bestandenen — aber doch bestandenen — Examen vom Obersten zum Offizier „eingegeben,“ und ein vor wenig Tagen eingelaufenes Schreiben eines alten Freundes des Generalmajors, Flügel-Adjutant des obersten Kriegsherrn, hatte die ersehnte Nachricht gebracht, daß das Patent des Sohnes unterzeichnet sei: eine Nachricht — wie der alte Krieger gegen seine gleichfalls hochbeglückte Gattin unter Begleitung eines kernhaften Kluches hochgerötheten Antlitzes versicherte, — eine Nachricht, für die er, wenn es hätte sein müssen,

die beste Graburne aus seiner Sammlung (die schwarze Gesichtsurne mit den Ohrhelfern und Ohrringen nicht ausgenommen!) bereitwillig hingegeben haben würde. Nun sollte aber auch der ganze Freundeskreis an ihrer Freude theilnehmen, und da der arme Junge („sie haben ihn doch auch gehörig zappeln lassen!“) schon längst gern eine kleine Lustbarkeit im Elternhause gehabt hätte, so mochte es nun am nächsten Sonnabend sein, und seine Frau („Du verstehst

Dich auf so was aus dem Grunde, Hammschen!“) möge nur eiligst eine Liste von Einzuladenden aufsetzen und „mit dem Leutnant“ das Weitere besprechen. Inzwischen wolle er noch einmal hinaus, um die Niederung am Wingbecker Tanger mit seinem „Schatzheber“ (so nannte er eine lange, dünne, spazierstockartige Eisenstange, mit der er überall die weiche Erde nach „Wendengräbern“ oder „Steinkisten“ durchstach) einer gründlichen Untersuchung zu unterziehen.

Mutter und Sohn hatten sich dies gesagt sein lassen; Einladungen waren in Fülle ergangen (nach dem Ausdruck des Leutenants „an Alles, was da flucht und krecht“) und am bestimmten Tage setzte sich um die Nachmittagszeit eine kleine Völkerwanderung nach „Villa Weber“ in Bewegung, unter anderen viel junges munteres Volk, allerliebste Mädchen zumal, und unter diesen als die hübscheste — unser Trudchen. Heute war von Skrupeln und Kümmernissen nicht die Rede bei ihr; so klar die junge Stirn und so leuchtend das schöne seelenvolle Auge und so glücklich lächelnd der zierliche Mund: es war ein Vergnügen, sie anzusehen.

Das fand auch der größte Theil der jungen Herren, und kaum waren Vater und Mutter in den Kreis der älteren Herrschaften eingetreten (die Mutter lebhaft beglückwünscht von allen, daß ihr Gesundheitszustand die Theilnahme am Fest gestattet habe), als Trudchen sich völlig umschwärmte sah von jungen Cavalieren und es für gut fand, sich tiefer in den Kreis der jungen Mädchen zurückzuziehen und zunächst Begrüßungen mit den Specialfreundinnen, alsdann mit anderen jungen Mädchen ihrer Bekanntschaft auszutauschen. Von diesem etwas gesicherteren Standpunkt aus wurde dann ruhige Ausschau gehalten, „was eigentlich alles hier sei,“ und bei dieser Inspection entdeckte Trudchen's jugendlich scharfes Auge denn unter anderen auch bald den gelehrten Nachbar und bemerkte dabei — nicht ohne eine gewisse Bewirung — daß er starr und unverwandt zu ihr herüberblicke. Nun war das ja eigentlich nichts Unrechtes,



Die Erwartung. Von Meyer von Bremen.

und konnte ja nach dem Sprichwort sogar eine Kaze den Kaiser ansehen, aber doch — allmählig war ihr zu Muthe, als mache er von diesem allgemeinen Grundrecht einen gar zu ausgedehnten Gebrauch. Wie leicht konnten das auch andere merken! — So war es ihr eine Erleichterung, als die junge Gesellschaft sich auf Einladung des Lieutenants bald darauf in den Garten begab, wo zahlreiche runde Tische und umstehende Stühle vortreffliche Gelegenheit boten, kleine vertraute Gruppen zu bilden und so unter intimerer Conversation den jetzt servirten Kaffee einzunehmen. Da wollte es denn nun der Zufall, daß an dem größeren Tisch unter dem Rothdorn sich die kleine Gesellschaft vom Sonntag richtig wieder zusammensand (nur daß die älteren Herrschaften fehlten), und daß es eine ganz allerliebste muntere kleine Tafelrunde war. Alle waren in frohster Stimmung, und als nun Heinrich Weber, der junge Lieutenant (wie hübsch das Kerlchen in der neuen Uniform mit den strahlenden Epauletten aus sah!) mit geheimnißvollem Lächeln mittheilte, daß unten im Garten der Platz um die Sonnenuhr mit Brettern belegt und zum Tanzplatz hergerichtet sei und daß eine gute Musiktruppe, die auf einem nahen Rittergute zur Hochzeit gespielt habe, für heute engagirt sei, ihnen Tanzmusik zu machen, da brach allgemeiner Jubel aus und die Gemüther schlossen sich merkwürdig gegen einander auf. Auch Trudchen ließ sich in dieser Stimmung die Blicke des Doctors geduldiger gefallen, als vorher, und als nun wirklich nach einem halben Stündchen aus der Tiefe des Gartens die lockenden Klänge der „Schönen blauen Donau“ durch die Luft daher kamen und Alles zum Tanzplatz aufbrach, da nahm Trudchen ohne viel Bedenken den ihr gebotenen Arm des jungen Nachbarn an und schwebte an seiner Seite in ihrem reizenden weiß und blaßblau gestreiften Musselinkleide wie eine kleine Elfe — besser noch, wie ein glückseliges Kind dahin.

Und wie entzückend war es, daß er, wie er bald bewies, ein vortrefflicher Tänzer war. Walzer namentlich und Rheinländer tanzte er vorzüglich, für einen so gelehrten Mann fast zu gut. Aber das war kein Fehler, und auch daß er mit ihr öfter tanzte, als mit den übrigen jungen Mädchen, konnte, genau genommen, kein Vorwurf für ihn sein. Wußte doch Trudchen, daß sie selbst eine gute Tänzerin sei und — Gleiches gesellt sich gern zu Gleichem. Nur seine leidenschaftlichen Blicke beunruhigten sie wiederholentlich, und als er eine Pause im Tanz benutzend, zu ihr trat, um ihr mitzutheilen, daß bei der wundervollen Milde der Luft die Abendtafel für die Jugend werde im Freien servirt werden und daran die Bitte knüpfte, sie zu Tische führen zu dürfen, erschrak sie ein wenig in dem Bewußtsein, ihm dann gar nicht ausweichen zu können, sagte aber doch ohne Zögern zu und nahm sich nun vor, ihn dann durch größere Gemessenheit ein wenig mehr im Zaume zu halten. „Denn das thut den jungen Herren immer gut,“ sprach sie mit einem halben Lächeln und wieder gewonnener Sicherheit flüsternd zu sich selbst, während sie mit einer Handbewegung ihre Freundin Gretchen zu sich heranzwinkte; „sie werden sonst leicht gar zu stürmisch und das kann schrecklich unangenehm werden. — Wollen wir nicht einmal bis zu dem kleinen Bache hinuntergehen, Gretchen? Es muß da köstlich kühl sein und man ruht sich so hübsch aus dabei.“

Und sie gingen, und mancher bewundernde sehnsüchtige Blick folgte den beiden reizenden Gestalten nach.

„Zwei süße Puppen‘ statt einer,“ flüsterte Felsberg dem Doctor verstohlen zu. Und der opernkundige junge Lieutenant sang ihnen die Arie nach: „Wie zwei Rosen an einem Stengel etc.“

So neigte sich unter allseitiger froher Stimmung allgemach der Sommertag, und die erwähnte Abendtafel wurde aufgeschlagen unter duftenden Linden und dem Gesange einer einsamen Nachtigall, die, während der rauschenden Tanzmusik verstummend, nun, da es stille geworden war, ihre wundervollen Strophen anhub und lauschende Bewunderung erntete. Auch Trudchen stand ganz in Lauschen versunken, als der Doctor kam, sie zur Tafel zu führen. Sie folgte ihm freundlich, nur klopfte ihr wieder das Herz etwas bange und sie mußte sich recht zusammennehmen, um den Entschluß, etwaige Extravaganzen ihres Tischnachbarn durch gemessenes Verhalten zu bändigen, neu in sich hervorzurufen.

Aber es bedurfte dessen gar nicht und Alles kam ganz anders und viel schöner, als Trudchen gedacht. — Der Doctor war, seit er sie für eine Stunde sicher in seiner Nähe wußte, in wohlthündster Stimmung und genoß ihre Gegenwart und Gesellschaft wie mit einer Empfindung seliger Ruhe und Befriedigung. Und seine Unterhaltung — hier gab sie Trudchen zum ersten Male Alles, wonach sie sich gesehnt. Wie anders als in jener ersten Gesellschaft hier im selbigen Hause, wo er sich ihr vorstellte ließ und so kalt und spöttisch oberflächliche Dinge redete, als lohne es sich ihr gegenüber nicht, tiefere Töne anzuschlagen. Jetzt schloß er ihr die Hülle eines großen und reichen Herzens auf, und was er sprach, war an eine Geistig-Gleichstehende gerichtet, setzte Verständniß für großmüthiges Streben ohne Weiteres voraus. Er sprach von dem Geiste, der in seinem Elternhause gewaltet, von seiner trefflichen Mutter, seinem hochbegabten Vater; er erzählte

von seinen Studienjahren, von hartem Ringen und Streben nach den Höhen der Wissenschaft; sprach von seinen Zielen und Lebens-Idealen, von Verzicht und Hoffnung und entwarf ein Bild — ein wunderbar schönes und anziehendes Bild von der Zukunft, wie er sie sich zu gestalten trachte — alles das in dem schlichten Ton der Wahrheit, aber mit einer aus tiefem Herzen aufquellenden Wärme edelster Empfindung, hinreichend für Trudchen's schmachtende Seele und sie in dem beglückenden Gefühl, besser jetzt von ihm gewürdigt zu werden, über sich selbst erhebend. Und wie schön und anerkennend sprach er über den Enthusiasmus in edlen weiblichen Seelen, über den Segen, den ein starker reiner Mädchenwille über sich selbst wie über andere bringe. Das ganze Herz ging ihr auf, da er so sprach und wie mit magischer Gewalt lockte er auch aus ihrer Seele das Tiefste und Beste hervor. Sie selbst glaubte nie so gut gesprochen zu haben, als an diesem schönen Abende. Ach, daß die goldene inhaltreiche Stunde so rasch verrann! Schon erhoben sich drinnen im Gartensaal die älteren Herrschaften von ihren Plätzen und einzelne kamen heraus, um sich die junge Tafel anzusehen; da war es mit ernstester Unterhaltung vorbei.

Eben nickte ihr von der anderen Seite des Tisches Onkel Eduard freundlich zu und zu ihrem Nachbar gewendet, sprach er scherzend: „Nun bester Herr Doctor! Sind Sie noch immer nicht willens, Ihren Ring abzugeben? Könnten sonst jetzt vielleicht einen Handel machen, der Ihnen convenirte. Habe seit gestern einen Schatz im Hause, der wol seinen Preis werth wäre.“

Obwol die Worte des Onkels ohne alle Beziehung gesprochen waren, so erbehte doch Trudchen vor ihnen bis ins Herz hinein. Und der Doctor? —

„Lieber verehrter Herr Rath, Sie haben — und nicht erst seit gestern — einen Schatz im Hause, der jedes Preises werth ist, auch des höchsten, den Menschen überhaupt zahlen können.“

„In der That — nun ja — wenn Sie meinen,“ entgegnete der Rath etwas verwirrt und vor Sammlergedanken den tieferen Sinn der Worte nicht begreifend, — „ahem! sehr erfreut das zu hören! Wollen Sie morgen herüberkommen, um das Weitere zu besprechen?“

„Ich werde morgen herüberkommen,“ sprach der Doctor, selbstsam klingenden Tones. Und zu Trudchen, die unwillkürlich auf seine Hand blickte, gewendet, fragte er mit kaum verhaltener Bewegung: „Sie kennen die Geschichte des Ringes?“

„Der Onkel hat mir Alles erzählt.“

„Er kann Ihnen nicht Alles gesagt haben. Die Erzählung hat noch einen Schluß, den außer mir Niemand weiß. Wollen Sie ihn hören?“ —

Welch ein Ton, mit dem er das sprach! Welch ein Blick, mit dem er sie dabei anschaute! — Sie wollte antworten, aber sie fühlte, daß ihr der Ton auf der Lippe versagen würde und ehe sich ihr noch die Stimme wieder gefestigt hatte, fühlte sie sich sanft an der Schulter berührt, und wie sie sich wendete, stand der Vater hinter ihr.

„Ich muß Dich aufstören, liebes Kind — verzeihen Sie die Unterbrechung, Herr Doctor — die Mutter ist etwas erschöpft und muß nach Hause. Der Wagen hält vor der Thür. Versuche, ohne Abschied zu entschlipfen, damit kein Aufenthalt entsteht. Der Diener dort an der Pforte hält Hut und Mantel von Dir bereit.“

Trudchen war im Nu von ihrem Sitze aufgesprungen und stotterte, zu ihrem Herrn gewendet, einige entschuldigende Worte. „Ich geleite Sie an den Wagen,“ sprach dieser hastig, „geben Sie mir Ihren Arm.“

Zitternd legte Trudchen ihre Fingerspitzen auf den Armel des Doctors und so schritten sie dem Medicinalrath nach — in tief innerlichst bewegtem Schweigen.

Am Wagen angelangt, sprach er zur Rätthin, die bereits eingehüllt in ihrer Ecke saß (der Medicinalrath hatte sich, um seine Cigarre weiter zu rauchen, auf den Bock geschwungen), einige herzlich ehrerbietige Worte, dann half er Trudchen hinein. „Und nun meine Handschuhe noch,“ sprach sie besangenen lächelnd und streckte die zierliche Hand aus dem Wagen: da fühlte sie einen heißen innigen Kuß auf derselben brennen, und an den Ringfinger schob sich, eh sie's verhindern konnte, ein denselben eng und fest umschließendes Etwas. —

„Vorwärts!“ befahl der Medicinalrath, und dahin rollte der Wagen, der Stadt zu.

Trudchen war einer Ohnmacht nahe. — Deutlich, nur allzu deutlich fühlte sie, erkannte sie im schwachen Lichte der Wagenlaterne an ihrer Hand den Ring der Königin. Fest wie eine Schlinge, aus der kein Entrinnen möglich, umklammerte das Kleinod ihren Finger. — In schweigerender Erregung zog und riß sie daran — vergebens. — Was sollte sie thun — ein Schwindel erfaßte sie, und doch mußte sie sich um der Mutter willen zusammennehmen. Fassungslos sank sie in die Ecke des Wagens zurück. Was sollte sie thun? — Noch überäubte das Wagengerassel auf dem Damme jedes Wort, das man hätte sprechen mögen; aber sie waren gleich zu Hause, im stillen Zimmer — was dann? — O, wie hatte er das thun können!

Ihre Thränen flossen. — —

Der Wagen hielt. Man ging ins Zimmer — legte ab — der Rath drängte, bald zur Ruhe zu gehen, da die Mutter des Schlafes bedürfen werde. Aber die Rätthin verneinte dies. „Mir ist ganz wol,“ sprach sie frisch und angeregt, „nur der Zwang im Sitzen, Stehen und Sprechen erschöpfte mich. Laßt mich hier noch ein Stündchen auf der Chaise longue liegen und plaudern wir ein wenig von dem hübschen Feste. Ich habe mich trefflich amüßirt! — Und Du, mein Trudchen? — aber was ist das? Was ist dem Kinde? — Ferdinand, ich bitte Dich, sieh nach ihr“ . . .

Das arme Trudchen! Ihre Kümmernisse hatten einmal wieder den Höhepunkt erreicht. Bleich, kraftverlassen vor Aufregung war sie in einen Sessel gesunken, rang die Hände und weinte bitterlich.

„Mein Trudchen! Kind! was ist Dir geschehen?“ sprach der Vater, zu ihr eilend, erschreckt.

Da warf sie sich schluchzend an seine Brust, riß sich dann los und eilte zur Mutter und auf den Teppich am Sopha neben ihr niederknieend, schüttete sie ihr unter krampfhaftem Schluchzen ihr ganzes volles unschuldiges Herz aus.

Es kostete Mühe, sie einigermaßen zu beruhigen, und erst nachdem dies geschehen, kam unter Fragen und Antworten, Rede und Widerrede der ganze Sachverhalt den Eltern zum Verständniß. Es war gut, daß das arme Trudchen den lächelnden Blick nicht sah, den Vater und Mutter, als Alles klar war, mit einander austauschten. Sie war tief gekränkt und meinte an ihrer Mädchenwürde schwer geschädigt zu sein.

„Nun verlaß Dich darauf, mein Kind,“ sprach der Vater, seinen ernstesten Ton annehmend, „dies soll ihm nicht so hingehen, und kommt er morgen nicht sehr früh, um Verzeihung zu erbitten, so bin ich drüben, eh' er sich's versieht, und dann — ahem . . .! dann wollen wir sehen, was er zu seiner Entschuldigung vorzubringen hat. Zum Kukuck! Da könnte am Ende jeder kommen und einen Ring . . .“

Er kam nicht weiter in seiner Rede, denn in diesem Augenblick erscholl die Nachtglocke mit scharfem Klang und wenige Minuten später erschien der Diener in der Thür und berichtete: „Der Herr Doctor Baumgarten habe eben eine schwere Verletzung erlitten und bitte um baldigen Besuch des Herrn Medicinalrathes.“

Die Versammelten sahen sich einen Augenblick in wortloser Bestürzung an; dann eilte der Vater in sein Zimmer und kehrte alsbald, zum Ausgehen gerüstet, die Verbandtasche in der Hand, zurück. „Beunruhigt euch nicht allzusehr,“ sprach er hastig, „irgend eine leichte Verletzung — der Laie sieht dergleichen immer für viel gefährlicher an, als es in Wahrheit ist. Aber ich will doch gleich gehen.“

„Ja — ja!“ fiel Trudchen bleich und am ganzen Körper bebend ein; „geh gleich und nimm Friedrich mit, wenn Du noch etwas brauchen solltest und — und — mache ihm keine Vorwürfe meinethwegen! Er hat's gewiß nicht böse gemeint.“

Der Vater preßte die Lippen zusammen (vielleicht um ein Lächeln zu verbergen), nickte kurz mit dem Kopf, küßte die erschreckte Frau und verschwand. Friedrich, der Diener und Heilgehilfe, folgte mit allerlei Verbandzeug.

Drüben aber geschah das Unerwartetste, denkbar Seltsamste! Als der Medicinalrath am Wohnzimmer des Verwundeten klopfte, öffnete ihm, zu seinem und Friedrich's unbegrenztem Erstaunen, der Patient selbst, zwar blaß und erregt, aber sonst heil und gesund aussehend, und rief, dem Arzte beide Hände entgegenstreckend: „Mein theurer Rath! Sie werden mich für wahnsinnig halten, wenn ich Ihnen nach der eben erhaltenen Botschaft frisch und wol entgegenkomme. Doch bin ich nicht unverwundet, wengleich mir Ihre Pflaster und Verbandstücke nichts helfen können. Denn meine Wunde sitzt tief im Herzen und dieses wunde Herz hat mich heute Abend zu einer That getrieben, für die ich noch diese Nacht Ihre und Ihrer Tochter Verzeihung erhalten mußte, wenn ich nicht ganz verzweifeln sollte.“

So viel hatte Friedrich noch gehört, dann war die Thür hinter seinem Herrn zugefallen und er war mit seinen Verbandstücken draußen stehen geblieben, nicht wenig den Kopf schüttelnd über eine so seltsame Verwundung und noch seltsamere Entschuldigung.

Aber wunderbar! Die letztere mußte seinem sonst so eigenen Herrn doch genügt haben, denn dann und wann hörte er aus dem Zimmer wol erregte, aber doch heitere Stimmen ertönen und einmal erkannte er ganz deutlich das herzliche Lachen des gestrengen Medicinalrathes.

Und dann auf einmal öffnete sich die Thür und beide Herren traten, Arm in Arm, heraus und gingen hinüber, heiter und glücklich mit einander lachend, stiegen die Stufen hinauf und verschwanden im Wohnzimmer. Und von da Klang es dann noch einmal wie Schreckensruf, und dann wie Weinen und Lachen zugleich, und dann ward es eine Weile ganz still — bis endlich wieder die Klingel erscholl und ihn in's Zimmer rief.

Da sah es aber seltsam verändert aus. Die Medicinalrätthin saß kerzengrade im Sopha und ihr Gesicht war ganz verklärt vor Freuden; neben ihr aber saß der Patient von drüben und sah auch ganz selig drein und hatte seinen Arm

„unserm Fräulein Trudchen“ um die Taille geschlungen, als müßte es nur so sein, und sie lag mit ihrem Kopf glühroth an seiner Schulter und sah noch seliger aus, als die beiden andern; und der Medicinalrath fuhr wie verwirrt im Zimmer umher und suchte nach dem Weinellerschlüssel und als er ihn gefunden hatte, rief er: „Friedrich! rasch in den Keller! Und Champagner herauf — vom besten! Du weißt — links in der Ecke. Und nun spüte Dich und bring nicht zu wenig. Wir müssen nothwendig noch einige Gesundheitstrinken!“

„So — so!“ murzte das alte Factotum, als die Thür hinter ihm wieder zugefallen war, und wiegte den grauen Kopf. „So läuft der Hase? Na schön! Dann ist ja nun wol Alles gut!“

Ja, ehrlicher alter Friedrich, es war endlich Alles gut da droben, viel besser und schöner, als sich noch vor einer Stunde Einer hätte träumen lassen. Friede und Freude in Aller Herzen, und vorbei — ganz vorbei war es mit „Trudchens Kimmernissen.“

Erwartung.

(Siehe die Illustration.)

„Unter dem Dache, im Kämmerchen klein,
Sagt, was mag dort geschehen sein?
Seht, wie im Fensterchen, ärmlich beengt,
Kopft sich an Köpfchen zum Lichte drängt!“

Kindergesichter blicken hernieder,
Harrend der Stund', da lieb' Mütterchen wieder
— Ach! so ersehnt! — zu den Ihrigen kehre,
Kindliche Lust und Zufriedenheit mehre.

Hoffet, ihr Kinder! Aus Tagewerks Zwange
Endlich gelöst, her eilt sie schon, bange
Aufwärts das Aug' zu des Stiebelbuchs Höhe,
Ob sie von fern die Geliebten nicht sehe.

Plattre nun, Lächlein, zu fröhlichem Grusse!
Näher schon kommt sie auf flüchtigem Fuße;
Jetzt ist sie da: friebeliges Glück
Bringt sie ins trauliche Stübchen zurück.

2. 3.

Leukothea.

Eine Erzählung aus altrömischer Zeit.

(Fortsetzung.)

Den Anruf der weinseligen Schaar und seines ehemaligen Freundes Dvilius unbeantwortet lassend, gab Pillumus den Victoren, die ihm von Weitem folgten, einen Wink, an seine Seite zu kommen.

„Bedeutet den Narren da,“ sagte er ihnen, „daß ich sie auf der Stelle aus Rom verbannt werde, wenn sie sich nicht ruhig und ohne den mindesten Lärm in ihre Wohnungen begeben. Sagt ihnen auch, wenn sie fortan nicht so klug sein werden, ihrer traurigen Angewohnheit des Schwelgens und Zechens innerhalb der Mauern ihrer Häuser zu fröhnen, ich sie ihren Ungehorsam bei den Batavern oder bei den Scythen büßen lassen werde.“

Die Victoren gehorchten und die jungen Leute zogen sich still zurück. Nur Quintus Dvilius schrie: „Was ist aus unserem fröhlichen alten Kameraden Pillumus geworden? Er ist gewiß gestorben!“

„Du hast Recht — er ist gestorben!“ antwortete der ehemalige Zechgenosse des Dvilius. „Es ist nur noch ein Consul übrig geblieben, aber keine Spur des Leichtsinrigen, der Dein Freund gewesen. Denke fortan daran! Und damit Du siehst, daß keine Gemeinschaft mehr zwischen uns besteht, bis Du Dich neuer Beziehungen würdig zeigst, so wisse, daß ich in Zukunft den Namen Severus, der Strenge, neben demjenigen meines Ahnen führen werde.“

Während dieser Scene hatte das Volk, das schon wieder die Straßen zu füllen begann, sich um den Consul geschaart. Als die Zuschauer die letzten Worte des hohen Beamten vernahmen, klatschten sie in die Hände und folgten ihm bis zu seinem Hause, ihm zujuchzend und ihm Glück wünschend zu dem Namen Severus, den Pillumus soeben angenommen.

Der Kaiser vernahm den Lärm und fragte nach der Ursache, die das Volk schon zu so früher Stunde in Bewegung bringe.

„Man führt den Consul Pillumus im Triumphzuge nach seinem Hause,“ antwortete Einer der Höflinge.

Macrinus ließ sich die Einzelheiten des Auftritts berichten. „Der Consul geht zu schnell, um nicht plötzlich den Pfad zu verlieren,“ murmelte er. „Er geht zu schnell, um nicht Jemand durch seinen Ansturm zu stürzen, ehe er selber fällt,“ sagte eine Stimme, die sich aus der Menge erhob.

Man suchte vergebens den Mann, der diese Worte gesprochen, er war nicht zu entdecken.

Voller Sorge trat der Kaiser in seinen Palaß.

Macrinus war Einer von jenen Menschen, die weder durch Geistesgaben noch durch Kühnheit sich der hohen Stellung gewachsen zeigen, die das Glück ihnen zuwirft. Fern von Rom in einem barbarischen Lande geboren, zum

Sklaven gemacht, hatte er nichts gethan, um sich aus seiner erbärmlichen Stellung zu erheben — und doch war er Kaiser geworden. Nach einander ein wenig geschickter Gladiator, dann ein Freigelassener, dem alle seinen Sitten fremd waren. verstand er es doch, sich die Gunst seines alten Herrn, des Plautianus zu erwerben, der ihm seine eigene Tochter, Nonia Celsa, zur Frau gab, unter der Bedingung, daß er Diadumenius, den Sohn Nonia's, an Kindes Statt annähme. Diese Heirath löste seiner Zeit sämtliche spottlustigen Zungen. Nonia's Häßlichkeit war sprichwörtlich; drei Männer hatte sie bereits gehabt, die sämtlich wenige Monate nach der Vermählung gestorben waren. Man schloß Wetten ab, ob der neue Gemahl seine Verheirathung überleben werde oder nicht; seine Magerkeit schien die düsteren Vorbedeutungen, mit denen man ihn schreckte, nur zu bestätigen, und man gab ihm den Beinamen Macrinus (der Magere), den er endlich beibehielt.

Macrinus war mehr der Sklave als der Gemahl Nonia Celsa's. Er war nur ihre Puppe, das Medium für die Gelüste ihres Ehrgeizes. Trotz der friedlichen Neigungen des ehemaligen Sklaven, mußte er den goldenen Ring als römischer Ritter empfangen, Vorsteher der öffentlichen Spiele, Befehlshaber der Prätorianer und endlich Kaiser werden. Er setzte sich auf den Thron, welchen der Dold seiner Frau für ihn erledigt hatte. Die schon vorher bestochenen Truppen riefen Macrinus zum Kaiser aus und der Senat beeilte sich, ihn anzuerkennen. Obwohl er sich nach seiner früheren Verborgenheit sehnte, so bemühte Macrinus sich dennoch nach besten Kräften, die schwere Last, die seinen schwachen Fähigkeiten anvertraut war, würdig zu tragen. Weit entfernt, die Narrheiten des tollen Caracalla, seines Vorgängers, nachzuahmen, erwarb er sich bald die Zuneigung der Völker, welche nicht wenig verwundert waren, bei einem römischen Kaiser Tugenden und Gerechtigkeitsliebe zu finden. Eine schwere Krankheit, die Nonia Celsa niedergeworfen, erlaubte ihm, fast ganz frei und ohne allzugroße Beeinflussung von Seiten dieser Frau zu handeln. Von Ermattung überwältigt, lag sie oft tagelang in einem Ohnmacht-ähnlichen Zustande. Aber so groß war die Energie ihrer starken Seele, daß sie ihre Schwäche oft besiegte. Die leichteste Erschütterung genigte, um dieses Wunder zu Wege zu bringen. Es war ein gräßliches Schauspiel, wenn dieses bleiche Gespenst sich auf dem Lager erhob, den Kopf in die Höhe richtete und mit Haß und Born sprühenden Augen blutige Befehle gab.

In dem Augenblicke, als der Consul Pillumus an dem Säulengange des kaiserlichen Palaßes vorüberschritt, erreichten die Zurufe der Menge auch Nonia Celsa's Ohren, die seit vierundzwanzig Stunden weder einen Laut von sich gegeben, noch die geringste Bewegung gemacht hatte. Sie lag auf einem Purpurbett, das Haupt auf seidnen Kissen. Zwei junge schwarze Sklavinnen im Alter von zwölf Jahren knieten am Bette und hauchten die Füße der Kranken an. Von Zeit zu Zeit brachte man ihnen eine Schale feurigen Weines, damit ihr Athem wärmer werde. Zur Seite des Bettes war ein Greis mit langem, weißen Barte angefettet; er wandte die Augen nicht von der Kaiserin ab und überwachte jedes Symptom in ihren Zügen. Dieser Greis war der berühmte Kleophantes aus Athen. Nonia Celsa hatte ihn bei ihrer Rückkehr aus dem Orient nach Italien vor sich gerufen und ihm die versüßtesten Anerbietungen gemacht, in ihren Dienst zu treten. Kleophantes schützte sein Alter und seine zunehmende Schwäche vor, um sich einer so gefährlichen Ehre zu entziehen.

Die Kaiserin warb für Gold Menschen, die sich des Kleophantes mit List und Gewalt bemächtigten, ihn nach Rom schleppten und als Sklaven an Nonia verkauften. Ohne die Proteste des berühmten Greises zu beachten, ließ sie ihn an die Füße ihres Bettes ketten und erklärte ihm, er habe mit aller Sorgfalt über sie zu wachen. „In dem Augenblicke, da ich meinen letzten Seufzer thue, wirst Du auf das Grausamste hingerichtet,“ drohte sie. In Gegenwart des Kleophantes ließ sie ihren Sohn Diadumenius schwören, den blutigen Willen seiner Mutter zu erfüllen.

Die Kaiserin schlummerte eben, als der Lärm der Zurufe sie weckte. Sie warf finstere Blicke um sich und trocknete mit ihren dürrten Händen den kalten Schweiß von der knochigen Stirne. Kleophantes reichte ihr sofort eine Onyr-Schale mit einem von ihm bereiteten Trank. Nonia Celsa sekte die Schale an ihre Lippen; sie lächelte bitter, indem sie Kleophantes betrachtete.

„Siehst Du ein, daß ich klug that, als ich Dich nach Rom kommen ließ? Ohne Dich wäre ich schon lange todt.“

„Wenn Deine Ewigkeit nicht zu erlauben geruht, daß die Fesseln, die mich an dieses Bett ketten, mir abgenommen werden, so ruf Jupiter Deinen Arzt bald zu sich,“ erwiderte Kleophantes, der den Augenblick für diese Bitte geeignet hielt. Sie würdigte ihn keiner Antwort.

„Die Acta diurna,“ befahl sie.

Die Acta diurna waren bekanntlich eine Art Zeitung, die jeden Morgen in Rom veröffentlicht wurde und die wichtigsten Neuigkeiten, sogar Ereignisse aus dem Privatleben, die sich innerhalb des Kaiserreiches zutrugen, enthielten.

Eine große Anzahl von Copisten war angestellt, um die nöthigen Exemplare zu liefern.

Ein Sklave eilte schleunig mit den kleinen Papyrusblättern herbei, ließ sich auf die Kniee nieder und hielt sie der Kaiserin vor, die mit unsicheren Blicken die Seiten der Rolle durchsah.

„Pillumus Consul!“ rief sie. „Der ernsthaftige Macrinus hebt einen jungen Trunkenbold zu den höchsten Ehren im Staate empor! Sind wir denn schon in der andern Welt, Kleophantes, Du und ich, daß wir solche Dinge geschehen sehen müssen? Mein Sohn und der Kaiser sollen auf der Stelle erscheinen.“

Diadumenius kam zuerst, ein bleicher, magerer Jüngling, auf dessen welkem Gesichte nur zu deutlich die Spuren seiner Schwelgereien zu lesen waren. Er warf sich nach orientalischer Sitte, die Nero in Rom eingeführt, vor ihr nieder.

Als Nonia Celsa ihren Sohn erblickte, klärte ihr Antlitz sich auf. Nichts Menschliches regte sich in dieser Frau, nur noch die mütterliche Liebe, aber ihre Zärtlichkeit war wild und schrecklich, wie die einer Tigerin.

„Diadumenius,“ fragte sie, indem sie die Hand des jungen Mannes ergriff, „was geht in Rom vor? Woher stammt die plötzliche Gunst dieses Wüstlings Pillumus, dessen Ernennung zum Consul die Acta diurna verkünden?“

Diadumenius blickte seine Mutter erstaunt an. „Pillumus Consul! Das ist eine gute Nachricht für alle Trinker in Rom.“

„Und eine verhängnißvolle Nachricht für die Simbthürten, die bei ihren Freudengelagen vergessen, daß der kaiserliche Thron ein Vulkan ist, der jeden Augenblick Feuer speien kann. Was! Du, der Erste der römischen Jugend, der junge Cäsar, welcher dereinst die gesammte Welt beherrschen soll, denkst nur daran, wie er sich bezechet und im Roth wälzen kann? Hast Du vergessen, was es eine Mutter kostet, ihrem Sohn einen Thron zu erobern?“

In diesem Augenblick trat Macrinus ein. Sofort schwanden die sorgenvollen Falten von Nonia Celsa's Stirn und machten einem strengen, befehlenden Ausdruck Platz.

„Du erwartetest wol nicht, mich noch am Leben zu finden,“ sagte sie mit gehässiger Bitterkeit. „Du glaubtest Dich schon frei, nicht so? Du hast Dich sogar beeilt, wieder ungiltig zu machen, was ich beschlossen hatte. Hab Acht! Du bist noch nicht ganz von dem Druck erlöst, der auf Dir lastet, bist noch nicht ganz Freigelassener!“ Sie legte einen besonderen Nachdruck auf das letzte Wort, um dem ehemaligen Gladiator seinen Ursprung wieder in's Gedächtniß zu rufen.

„Ich verstehe die Worte Nonia Celsa's nicht,“ erwiderte Macrinus.

Sie zeigte mit dem Finger auf die Acta diurna. „Ich habe einen klugen, unserer Sache ergebenen Greis zum Consul erwählt,“ sagte sie, „Du setzest an seine Stelle den verächtlichsten Trunkenbold Roms, einen Pillumus! Warum ist das geschehen?“

Macrinus war leicht einzuschüchtern. Er vermochte nicht, den stehenden Blick der herrschsüchtigen Frau zu ertragen, deren Sklave er gewesen und die ihn in Folge einer Laune, die, seit dem Sittenverfalle in Rom, nicht ohne Beispiel war, zu ihrem Gemahl erhoben hatte. Er schlug die Augen nieder und murmelte verwirrt einige Worte.

„Sofort soll Pillumus als Consul abgesetzt werden und zur Armee nach Gallien sich begeben,“ fuhr sie auf. „Er hat es nöthig, kalte, friesishe Luft zu athmen, um die etwas zu lebhaftige Gluth in seinem Gehirn zu löschen. Und Dein Posten, Macrinus, ist beim armenischen Heere. Julia Maesa gibt den jungen Heliogabalus für einen Sohn Caracalla's aus und hat ihn zum Sonnenpriester gemacht. Ich will nicht, daß Heliogabalus und seine Mutter mich länger beunruhigen. Wol weiß ich, daß Du zu schwach bist, um mit Gift und Dold gegen sie vorzugehen, aber zum Wenigsten sollen sie Deine Gefangenen sein und unschädlich gemacht werden. Und ich,“ fuhr sie fort, „ich, die ich von den Göttern der Unterwelt... Unthätigkeit an dieses Schmerzenslager gefettet bin, bleibe in Rom und regiere. Zweifelt das Volk an meiner Kraft und an meinem festen Willen, so werden die Henker es lehren, daß Nonia Celsa lebt und furchtbar ist. In einer Stunde hat Pillumus Rom zu verlassen und morgen ist der Kaiser Macrinus auf dem Wege nach Armenien.“

Sie sprach noch, als plötzlich die leichte Röthe, welche ihre Erregung hervorgerufen, von ihren Wangen verschwand und einer tödtlichen Blässe Platz machte. Ihre Augen schlossen sich, ihre Hände ballten sich zusammen und sie sank ohnmächtig in die Kissen zurück.

Macrinus entfernte sich. Kleophantes nekte die Schläfen der Kaiserin mit einer belebenden Essenz. Aber die Willenskraft dieser Frau war stärker als alle Essenzen des Arztes. Kleophantes hatte kaum begonnen, das Wasser auf die Stirn zu träufeln, als die Kaiserin den Kopf wieder erhob, sich an den Kleidern des Griechen festklammerte und sich mühsam zum Sitzen auf ihrem Lager in die Höhe richtete.

„Kleophantes,“ sagte sie, „Kleophantes, höre! Gib mir nur einige Wochen Kraft und Gesundheit und Du sollst frei

sein, ich will Dich mit Ehren überhäufen, die ganze Welt soll Dich beneiden. Aber bedenke wol, ich muß gesund werden. Hippokrates vermochte alle Kranken zu beleben und ihnen ihre Kraft zurückzugeben. Niemand außer Dir kennt das Geheimniß des göttlichen Hippokrates. Die Gesundheit! Gib mir die Gesundheit wieder und ich schenke Dir mehr Gold, als Du Dir je gewünscht. Kleophantes! willst Du gewähren?"

"Die Mittel meiner Kunst sind beschränkt," erwiderte der Arzt. "Deine Ewigkeit zerstört durch die Heftigkeit der Gemüthsbewegungen alle glücklichen Erfolge, welche die Wissenschaft erzielen kann. Die Seele tödtet den Körper, das Schwert nützt die Scheide ab."

Thränen der Wuth rannen aus Nonia Celsa's Augen auf ihre glühenden Wangen. Sie sann einige Augenblicke nach. "Höre! Der Kaiser, Du hast es vernommen, wird Rom verlassen. Ich muß mich heute dem Volke im Circus zeigen und will in der kaiserlichen Loge erscheinen. Braue einen Trank, der meinem Körper auf einige Stunden künstliche Kraft verleiht."

Sie berührte eine Glocke aus Erz; sofort erschienen Sklavinnen und harreten, auf den Knien liegend, der Befehle der Kaiserin.

"Löst Kleophantes von der Kette und führt ihn in das Laboratorium."

Die Stimme versagte ihr. Dennoch fuhr sie nach einigen Augenblicken des Schweigens fort: "Meine Mädchen sollen kommen und mich schmücken. Binnen einer Stunde will ich mich in den Circus begeben. Wenn ich ohnmächtig werde, so kleidet meinen leblosen Körper an und ruft Kleophantes herbei." Und in der That, während die Sklavinnen ihre Befehle erfüllten, gab sie kein Zeichen des Daseins von sich. Schultern, Brust und Hals wurden ihr mit einer aus Blei-niederschlag präparirten Schminke, die Wangen mit rothem Salpeter bemalt; zuletzt zeichneten die Sklavinnen ihr die Augenbrauen mit einem Teig aus pulverisirter Kohle.

Als diese ihr Werk beendet, erschienen die Ankleiderinnen, die Kaiserin mit dem Basilicum oder Königsmantel zu bekleiden. Letzterer bestand aus einer weiten, purpurfarbigen goldgestickten Tunika. Ueber das Basilicum legten sie das Regillum, einen nachschleppenden Ueberwurf, der an den Schultern befestigt wurde. Am Arm und Beine schoben sie Spangen und auf die Finger sowol wie auf die Fußzehen eine Anzahl Ringe, in welchen kostbare Edelsteine glänzten. Die Magerkeit der Brust und der Schultern wurde geschickt verborgen.

Der leblose Körper der Kaiserin, die einer Bildsäule gleich, wurde auf das Bett niedergelegt, bis Kleophantes mit seinem Trank eintrat.

Er benezte zuerst Nonia Celsa's Lippen und flößte ihr dann nach und nach einige Tropfen der stärkenden Medizin ein, seine Augen unverwandt auf eine Sanduhr geheset, in deren durchsichtige Hornwand eine Menge Abtheilungen und Unterabtheilungen eingeritzt waren, um selbst den kleinsten Zeittheil bemessen zu können. Es war ein seltsames Schauspiel, zu sehen, wie Nonia Celsa sich in dem Maße wieder erhob, wie der Trank ihre Lippen nezte und in ihren Mund hinab rann. Als sie die Schale geleert, richtete sie sich auf und versuchte, zu gehen; die Beine brachen unter ihr zusammen. Sie befahl zwei Sklavinnen, sie zu stützen und zeigte ihnen, wie sie gestützt sein wolle, damit man ihre Schwäche nicht bemerke. Mehrere Male mußten die Sklavinnen diese Uebung wiederholen, erst dann befahl sie, ihre Sänfte zu bringen.

4. Der Circus.

Während sich die Kaiserin ankleiden ließ, um sich dem Volke zu zeigen, prüfte der Consul Pilius, umgeben von den Aedilen und den vornehmsten Beamten, denen die Leitung der Circusspiele oblag, alle Anordnungen, tadelte sie herb und wollte Vieles verändert haben. Vergebens stellte man ihm vor, daß es unmöglich sei, seine Befehle auszuführen, weil das Volk bereits in den Circus ströme; er antwortete auf alle Einwände: "Ich will es! Ich dulde nicht, daß Schauspiele, die zu Ehren meiner Erhebung zum ersten Beamten Roms stattfinden, irgendwie ungünstig beurtheilt werden. Tritt heran, Ennius Rumpator, der Du in dem heutigen Stücke die Rolle des Davius, des gefräßigen und schurkischen Sklaven, zu geben hast."

Ein Schauspieler schritt auf den Consul zu. In der Hand trug er eine große Holzmaske, in deren Mundöffnung eine eiserne Röhre angebracht war, die sich sprachrohrförmig erweiterte, damit die Stimme bis zu den am entferntest sitzenden Zuschauern dringen könne.

"Entferne sofort all' den goldenen Flitterstaub von Deinem Costüm und bedenke, daß das Charakteristische einer Sklavinnen-Kleidung in Einfachheit und dunklen Farben besteht."

"Erlauchter Consul," antwortete Rumpator, dem dieser Befehl wenig zu behagen schien, demüthig, "wenn das Volk mich nicht in einem reichen Costüm auftreten sieht, so begrüßt es mich bei meinem Erscheinen auf der Scene nicht mit Beifallklatschen."

"Es wird Deinem Spiel applaudiren, wenn Du Talent

zeigt und Dich auf der Bühne nicht wieder so ungeschickt wie bei der letzten Vorstellung benimmst."

In diesem Augenblicke stürzte Quintus Drilius in die Halle, welche sich vor der Bühne befand und näherte sich Pilius, der seinen ehemaligen Freund vornehm mit der Hand grüßte. "Ich muß Dich sofort sprechen," rief Drilius athemlos.

"Run gut, so sprich," gab der Consul zurück. "Schicke diesen Poffenreißer hinaus. Es handelt sich für Dich um Leben und Tod," raunte er Pilius in's Ohr.

Dieser veränderte keine Miene, vernahm die Mittheilung, ohne mit den Wimpern zu zucken und erwiderte: "Deine Freundschaft rührt mich, Quintus Drilius, aber übertreibt die Gefahr, die mir drohen soll. Uebrigens werden wir später über diese Sache sprechen, wenn ich mit meinen Schauspielern fertig bin. Und bleibe ich auch nur einen Tag Consul, so soll doch das Volk keinen Grund haben, mir wegen meines schlechten Geschmacks Vorwürfe zu machen! Sieh, da ist eine unglückliche Sängerin, die ausgezischt werden würde, wenn ich ihr nicht bedeutete, ihr Gewand zu verlängern und die Falten desselben besser um die Schultern zu ordnen. Wahrhaftig, man könnte sich nicht schlechter ankleiden! Und diese Maske, wie schlecht ist sie geschnitten. Nimm Deine Maske ab!"

Die Sängerin gehorchte und — das härtige Gesicht eines vierzigjährigen Mannes trat zu Tage.

"Jetzt stehe ich Dir ganz zu Diensten," wandte sich Pilius an seinen Freund. "Du sagtest, daß mir eine Gefahr drohe?"

"Am Eingang in den Circus lauern Soldaten der Leibwache Dir auf und werden Dich gefangen nehmen und Dir jede Gelegenheit abschneiden, irgend Jemand eine Mittheilung zu machen, was aus Dir geworden. Du sollst weit fort von Rom gebracht werden; man wird Dich auf das erste Schiff bringen, das nach Gallien unter Segel geht und Dir erklären, daß Deine Hinrichtung Dich erwartet, wenn Du jemals wieder Deinen Fuß nach Italien setzest. Ja sogar, wenn der Capitän des Schiffes durch ungünstige Winde gezwungen würde, in einen italienischen Hafen einzulaufen, sollst Du den Tod erleiden."

"Ein geistreich erfundenes Mittel, mich unschädlich zu machen — kaum glaubliche Neuigkeiten! Von wem hast Du sie?"

"Von dem Centurio der Leibgarde, der mit ihrer Ausföhrung betraut ist. Er meinte, ich sei Dein Feind geworden, und der stupide Kerl theilte mir im Weirausch, als wir in einem Gasthause zusammensaßen, Alles mit. Fliehe also! Pferde stehen bereit, eine Bekleidung ist für Dich besorgt. Einen meiner Sklaven, einen fähigen Burfschen, habe ich auf einem Hengst numidischer Rasse vorausgeschickt, damit Du frische Pferde auf Deinem Wege findest. Er wird Alles daran gesetzt haben, meinen Auftrag auszuführen, denn ich versprach, ihn freizulassen, wenn Du sicher zu einem meiner Klienten gelangst, in dessen Hause sich Dir ein Zufluchtsort bietet. Einmal geborgen, wirst Du mich dann benachrichtigen, welche Maßregeln Du ergreifen willst."

"Du bist ein treuer und edler Freund, Drilius! Sage, hat der Centurio Dir auch mitgetheilt, von wem die Befehle ausgehen, mit deren Vollstreckung man ihn betraut hat?"

"Der Befehl ist von der Hand des Kaisers unterzeichnet; die Kaiserin hat es gewollt. Aber fliehe, beim Jupiter, fliehe! Die Prätorianer rücken heran, der geringste Verzug kann Dich ins Verderben stürzen."

"Bist Du gewiß, daß der Kaiser mich schutzlos dem Hasse einer Nonia Celsa überliefert?"

"Fliehe, Freund, rette Dein Leben!"

"Der Kaiser selbst hat den Befehl unterzeichnet?"

"Die Kaiserin hat ihn ihrem Geheimschreiber dictirt und Macrinus sein Siegel darunter gedrückt."

"Ah! das Geschrei draußen kündigt mir an, daß der Kaiser naht," versetzte Severus ruhig. "Was ist das! Das Volk nennt mit seinem Namen auch den der Kaiserin! Höre, wie es schreit: Heil Nonia Celsa, der schönen, der ewigen Herrscherin von Rom! — Diese letzten Beiwörter scheinen mir doch ein wenig gewagt."

"Unglücklicher, Du scherzest und spielst um Deinen Kopf."

"Mein Kopf ist sicher, Quintus Drilius. — Du bist mein Freund und ich erwarte einen wichtigen Dienst von Deiner Ergebenheit. Eile nach dem Aventinus. In dem einsamsten Theil dieses Stadtviertels wirst Du das Haus eines gewissen Catulus finden. Weise ihm diesen Ring und sage ihm, er solle sich ohne den mindesten Verzug mit seiner Mutter und den beiden Frauen, die ich seiner Gastfreundschaft anvertraute, an den dritten Haupteingang des Circus begeben. Betone besonders, daß der Gladiator seiner Tochter den Wunsch ausspreche, sie solle die Pphylia, an ihrem Busen verborgen, mitbringen. Eile, mein Freund, und sorge Dich nicht um mich. Ich bin keiner von denen, die sich von einer Gefahr schrecken lassen und einen Kampf mit dem Schicksal scheuen."

Der Consul hatte sich nicht getäuscht; von zwei Sklavinnen unterstützt, nahm die Kaiserin in der für Macrinus bestimmten Loge Platz.

Das Volk begrüßte die Ankunft Nonia Celsa's, die es zu dieser Stunde auf dem Todtenlager glaubte, mit lautem Freudenausbrüche. Sie vermochte es über sich, einen Moment lang, ohne daß sie gehalten wurde, aufrecht zu stehen und beantwortete durch ein Grüßen mit der Hand den enthusiastischen Empfang von Seiten der Zuschauer. Mit vieler Grazie ließ sie sich auf das Purpurkissen nieder, das den Sitz in der Loge bedeckte.

Während das sich zutrug, schrieb Macrinus in aller Eile auf ein Stück Papyrus die beiden Worte: Cave et fuge! und gab einem Sklaven den Auftrag, diesen Zettel dem Consul Pilius zu überbringen. Der Sklave verneigte sich sehr ehrerbietig und wies auf den Consul, der sich eben der Loge näherte. Von einem Gefühl des Mitleids erfaßt, ging der Kaiser selbst Pilius entgegen.

"Cave et fuge! Nimm Dich in Acht und fliehe! Die Kaiserin hat Dir den Tod geschworen. Flieh!" raunte er ihm eindringlich zu.

Severus lächelte. "Ich weiß Alles," sagte er kalten Tons. "Ein Centurio mit dreißig Soldaten der Leibgarde wartet am Ausgang des Circus auf mich, unter dem Vorwand, mich zu Schiff nach Gallien zu bringen. Einmal gefangen, wird man mich nach dem ersten italischen Hafen bringen, den man erreichen kann und mich dort ohne viel Aufsehen ermorden. Deine Ewigkeit hat den Befehl unterzeichnet."

"Ich habe der gehorcht, welche mein eigenes Geschick in Händen hält. Fliehe also, da Du die Gefahr kennst."

Pilius lächelte noch einmal herablassend. "Pilius ist noch nie geflohen," antwortete er verachtungsvoll. "Es gehört zu den Pflichten des Consuls, sich vor der Kaiserin auf die Kniee niederzulassen. Erlaube also dem Consul, seine Pflicht zu erfüllen."

So sprechend, stieg Pilius ruhig die Stufen hinan, die zu dem für Nonia Celsa bestimmten Theil der kaiserlichen Loge führten. Dieselbe war getheilt. Ein Raum war dem Kaiser reservirt, der andere ausschließlich der Kaiserin und ihren Frauen.

Von Weitem verlor die Hagerkeit und der hinfällige Zustand der Kaiserin von ihrer abschreckenden Wirklichkeit. Dank ihrer Geschicklichkeit und der rothen und weißen Schminke, war es den Sklavinnen gelungen, ein künstliches Wesen zu schaffen, dem weder Würde noch majestätischer Glanz mangelten. Der Arzt war hinter einem Vorhang verborgen und durch zwei in demselben angebrachte Oeffnungen konnte er die Kaiserin überwachen, um ihr zur Hilfe zu kommen, wenn eine der plötzlichen Ohnmachten sie befiel.

Als sie die Tritte der Victoren, welche dem Consul voranschritten, vernahm, zitterte sie und Kleophantes sah, trotz der Schminken, die sie bedeckten, wie ihr Gesicht sich zusammenzog. Er nahm ein Fläschchen aus seinem Busen, öffnete es, bereit, sich seiner zu bedienen, wenn die Symptome, die er an Nonia Celsa bemerkte, beunruhigender werden sollten. Pilius trat ohne Scheu vor, wie wenn nichts seine Ruhe stören könnte und brachte mit vollendeter Anmuth, streng nach den Vorschriften der Etikette, seine Huldigungen dar.

Die Kaiserin reichte ihm die Hand zum Kuß. Er öffnete die Lippen und hauchte so leise, daß nur Nonia Celsa ihn verstehen konnte, die Formel, mit der die Gladiatoren, wenn sie in die Arena stiegen, den Imperator begrüßten: "Moriturus te salutat!"*

Bei diesem Worte flammten die Augen der Kaiserin auf und sie beugte sich in unwillkürlicher, von Zorn und Ueber-raschung dictirter Bewegung zurück.

"Ein Wort von mir und dieser Befehl wird widerrufen," fügte der Consul mit ernster Miene hinzu. "Deine Ewigkeit wird mich nicht nur als Consul bestätigen, sondern mir auch noch zwei Millionen Sesterzen anweisen lassen, um das väterliche Erbe des Pilius, das durch die Ausschweifungen meiner Jugend ein wenig belastet worden ist, wieder schuldenfrei zu machen."

"Endige diese erbärmlichen, frechen Späße!" gab ihm die Kaiserin, über solche Unverschämtheit empört, zurück. "Entferne Dich, oder ich werde Dich fortjagen lassen."

Anstatt zu gehorchen, neigte er sich abermals gegen sie und murmelte ihr einige Worte in's Ohr.

Kleophantes sprang herzu, denn die Kaiserin war besinnungslos zurückgefallen. Er hielt seiner Herrin das Fläschchen unter das Gesicht, um sie in's Leben zurückzurufen. Pilius nahm es ihm aus der Hand und stellte sich so vor Nonia Celsa, daß Niemand im Circus ihren Zustand gewahren konnte. Als sie wieder zu sich gekommen, suchte ihr erster Blick Pilius. "Du bist Consul! Du sollst leben! Zwei Millionen Sesterzen sind Dein, wenn Du nicht gelogen. Hier ist ein Ring, der Dir zu jeder Stunde freien Eintritt in meinen Palast gewährt. Den Verhaftsbefehl zerreiße mit eigenen Händen, wenn man ihn Dir entgegenhält. Zeige nur den Ring und Jeder wird Dir gehorchen. Nach den Spielen erwarte ich Dich."

(Fortsetzung folgt.)

* Der Sterbende begrüßt dich!

Französische „geflügelte Worte.“

Von Meta Wellmer.

II.*

Die Frauen spielen eine bedeutende Rolle in Frankreich, eine größere vielleicht als in irgend einem anderen Lande, und doch gewähren ihnen die Gesetze dort noch sehr geringe Rechte; sie gehören in Frankreich lebenslang zu den Unmündigen und Unzurechnungsfähigen, dem code civile nach, doch sie wissen sich zu entschädigen, nach Grillparzer's Aus-

schilderung französischer Verhältnisse von großer Wahrheit und Schärfe gegeben.

Doch hiermit betreten wir Gebiete, welche zu durchwandern wenig erfreulich sein dürfte.

André Berthet, der 1880 nach den alten Mustern des Herzogs von La Rochefoucauld neue Maximen erscheinen ließ, sagt freilich: „Die Frauen ziehen es vor, verleumdet als errathen und durchschaut zu werden.“ So weit ging der Weltmann La Rochefoucauld vor 200 Jahren noch nicht; von ihm rührt z. B. das zahmere und gut ausgedrückte Wort her: L'hypocrisie est un hommage que le vice rend à la vertu.

heldenhafte alte Römerseele Corneille's, welche die Horatier und den Eid wieder zu beleben verstand, oder die Nactigall Racine, den französischen Euripides, oder La Fontaine, den heitersten und geistreichsten aller Fabulisten, oder Molière, den Lustspielsdichter?

Dhne sich einen Augenblick zu befinden, erwiederte Boileau: Molière ist das größte Genie. „Ich hätte es nicht gedacht,“ war des Königs Antwort. Doch Boileau hatte Recht, die Nachwelt bestätigte sein Urtheil.

Molière ist wie Shakespeare eine „incommensurable Größe.“ Man weiß nicht, man begreift nicht, „wo er es her



Die Vorlesung. Von Carl Heyden.

spruch: „Gebengt erst zeigt der Bogen seine Kraft.“ — Nicht ein französisches „geflügeltes Wort,“ sondern mehr als dies: ein französisches Sprichwort (la sagesse des nations) ist es, das lautet: Ce que femme veut, Dieu le veut. (Der Frau Wille, Gottes Wille.)

Diese stolze Fassung wäre indeß, schon im Rückblick auf die letzten zwanzig bis fünfundsiebenzig Jahre französischer Geschichte, wol richtiger dahin herabzustimmen: „Was eine Frau in Frankreich will, das will auch der Mann.“ Die Alten sagten mit etwas mehr Berechtigung: „Des Volkes Stimme, Gottes Stimme.“ Ein französischer Rechtsgelehrter hat als Rechtsgrundsatz hingestellt, daß man bei Criminalfällen stets zuerst fragen müsse: Où est la femme? (Wo ist die Frau?) und durch dies „geflügelte Wort“ eine Sitten-

(Die Heuchelei ist eine Hulbigung, welche das Laster der Jugend darbringt.) Auch über dies geistreiche „pointirte“ Wort macht sich André Berthet in seinem Buche: Maximes nouvelles sur de vieux thesmes lustig, indem er witzelt: Demnach müßte sich die Bank von Frankreich sehr geschmeichelt fühlen über die Hulbigungen, welche die Falschmünzer ihr darbringen, indem sie falsches Geld und falsche Banknoten fabriciren.

Wenn man einen der berühmten Namen aus dem glänzenden Zeitalter Ludwig XIV. genannt hat, so wird man wie in einen Zauberkreis hineingezogen und verweilt nicht ungern darin. Ludwig XIV. fragte einst den gewiegtesten Literaturkennner und Kritiker seiner Zeit, Boileau-Despreaux, wen er für das größte Genie in dem wunderbaren vierblättrigen Kleeblatt halte, das unter seiner Regierung blühte: die

hat;“ er ist wie auch Shakespeare weder zehn Jahre lang auf den Bänken eines Gymnasiums gesessen, noch hat er eine Universität sechs Semester lang besucht oder gelehrte Examina bestanden, und doch weiß er alles, alles. Er ist eben auch so einer der Lieblinge der Götter, denen sie „es im Schlafe schenken.“

Molière schüttelt die geistreichsten Worte, von denen viele zu „geflügelt“ wurden, wie aus dem Aermel.

Kann man einen besseren Kernschuß ins Schwarze eines scheinheiligen Herzens thun, als wenn er seinen Tartüffe sagen läßt: „Il est avec le ciel des accommodements?“ (Man kann auch mit dem Himmel, d. h. mit der ewigen Gerechtigkeit, mit Gott, ein Abkommen treffen.) Man begreift, daß dieses alsbald mit starken Flügeln überall herumfliegenden Wortes wegen die fernere Ausführung des Tartüffe eine Zeit lang verboten wurde.

* S. Jahrgang 1881 Seite 302.

Doch Molière's dichterische Schöpfungs- und Gestaltungs-kraft war eine so außerordentliche, daß nicht bloß ein Satz, ein Vers von ihm, sondern ein einziges Wort, ein Name, den er erfand, zum „geflügelten Wort“ nicht nur in Frankreich, sondern in der ganzen gebildeten Welt wurde, denn seit zwei Jahrhunderten wird z. B. ein Scheinheiliger diesseits wie jenseits des atlantischen Oceans, allen Menschen verständlich, nur mit dem Worte „Tartüffe“ bezeichnet.

Auch das Molière'sche: „George Dandin, tu l'as voulu!“ („Georg Dandin, Du hast es ja selbst gewollt“) ist allbekannt, und wir rufen es allen denen zu, welche die Suppe selbst ausessen müssen, die sie sich in ihrer Dummheit, in ihrem Leichtsinne oder in ihrer Halsstarrigkeit selbst eingebracht haben.

Man weiß, daß Molière, dies größte dramatische Genie Frankreichs, aus Neid und in Folge von Rabalen, bei seinen Lebzeiten nicht unter die vierzig „Unsterblichen“ der französischen Akademie aufgenommen wurde. Diese Unterlassungs-sünde wurmt daher auch in den Herzen der nachlebenden französischen Akademiker und hundert Jahre nach des großen Molière's Tode beschloß man seine Büste, die einzige im Sitzungssaale der französischen Akademie, aufzustellen, um den wirklich „Unsterblichen“ für immer in der Mitte der vierzig „Sterblichen“ zu haben. Der Vers des Akademikers Saurin unter des Dichters geistprübende Züge ist zum „geflügelten Worte“ geworden. Es ist ein vortrefflich ausgedrücktes Ge-ständniß gelehrter Intoleranz und Rabale und zugleich eine wehmüthige, späte Selbstanlage aller gelehrten und geistreichen Männer Frankreichs. Sie bekennen alle mit Saurin:

Rien ne manquant à sa gloire; il manquait à la nôtre. (Seinem [Molière's] Ruhm fehlte nichts, aber er fehlte zu unserem Ruhm in unserer Mitte.)

Da ich bei den Akademikern bin, so sei gesagt, daß es über Geschmack, guten Stil und Witz sehr treffende „geflügelte Worte“ in Frankreich gibt.

Ich erinnere hier nur an einige der bekanntesten von französischen Akademikern: Le style c'est l'homme même, von Buffon. (In seinem Stil, in seiner Schreibart spiegelt sich der Mensch selbst.) Man merkt es dem eleganten, prächtigen Stil Buffon's auch wirklich an, daß er sich nur im Hofkleide, wolgeputzt und mit Jabot und Manschetten zur Ausarbeitung seines großen naturgeschichtlichen Werkes nieder-setzte.

L'esprit qu'on veut avoir gâte celui qu'on a, von Gresset. (Der Verstand, der Witz, den man erzwingen will, verdirbt den, welchen man wirklich besitzt.) Gresset ist ein jetzt ziemlich vergessener Poet, der außerordentlich viel so-genanntes Mittelgut gedichtet hat. Eins ist indeß bei ihm bemerkenswerth, daß sich nämlich unter dem großen Sand-haufen seiner Gedichte zweiten und dritten Ranges doch etwa ein Duzend Goldförner befanden, die noch jetzt zu den geist-reichsten „geflügelten Worten“ zählen. Er selbst ahnte dies, denn er sagte: „Wegen der zehn bis zwölf Verse, die von mir im Gedächtniß und im Munde aller Menschen bleiben werden, wird man mir die anderen zehn bis zwölf Tausend Verse verzeihen, welche ich machte.“

Man hat vielleicht von dem „großen“ Corneille und von dem „unvergleichlichen“ Racine, beide zusammengekommen, nicht so viele „geflügelte Worte“ als von dem ziemlich obskuren Gresset. Wer „unsterblich“ werden will, muß also besonders darauf bedacht sein, Aussprüche zu thun, die sich zu „geflügelten Worten“ eignen. Le goût est le bon sens du génie, von Châteaubriand. (Der gute Geschmack ist der gesunde Men-schenverstand des Genies.) Daß es eine größere Kunst ist, gedrängt, concis, d. h. kurz zu schreiben und viel in wenig Worten zu sagen, als umgekehrt, lehrt seit zweihundert Jahren das „geflügelte Wort“ Pascal's (in Nachahmung Cicero's) am Schluß einer seiner berühmten „lettres provinciales“:

„Dieser Brief ist nur deshalb so lang gerathen, weil mir die Muße fehlte, ihn kürzer abzufassen.“

Hieraus entstand das von den Franzosen so oft als Ent-schuldigung angeführte Wort: „Je n'ai pas eu le temps d'être plus court.“ (Ich hatte keine Zeit, mich kürzer zu fassen.)

Ueber französische und deutsche Welt- und Lebensan-schauung läßt sich eine interessante Parallele schon aus den „geflügelten Worten“ ziehen, welche dies Thema im Deutschen und Französischen behandeln. Im Deutschen konnten solch inhaltschwere Worte wie die folgenden zu „geflügelten“ werden:

Die Weltgeschichte ist das Weltgericht. (Schiller.) Alles Vergängliche ist nur ein Gleichniß. (Goethe.)

Diese Aussprüche sind kaum französisch wiederzugeben und würden, selbst genau umschrieben, in Frankreich doch beinahe unverstanden bleiben.

Die sog. philosophischen französischen „geflügelten Worte“ haben französisches Blut und Naturell. Molière's Ausruf in seiner Schule der Frauen:

Le monde, chère Agnès, est une étrange chose, (Liebe Agnès, die Welt ist ein sonderbares Ding) nennt Fournier eine bittere Wahrheit, einen aus Molière's tiefster Brust ausgestoßenen Seufzer, und Alfred de Musset's:

En vérité ce siècle est un mauvais moment (Unser Jahrhundert ist wirklich ein schlimmer Moment) er-scheint ihm als der Höhepunkt pessimistischer Weltanschauung, während uns beide Worte den Eindruck von Gemeinplätzen machen, wie sie Gymnasiasten und Handlungslehrlinge unter zwanzig Jahren im Munde zu führen pflegen.

Folgende „geflügelte Worte“ über die Welt und das Leben sind so spezifisch französisch, daß sie uns sehr fremdartig klingen:

Bonne ou mauvaise santé
Fait notre philosophie (Chaulien).

(Unsere Philosophie hat ihren Grund in unserer guten oder schlechten Gesundheit), sagt jeder Franzose mit überzeugtem Ernste; tiefer grübelt, forscht und gräbt er nicht, denn eins seiner liebsten „geflügelten Worte“ ist ferner:

Glissez, mortels, n'appuyez pas!
(Gleitet auf der Oberfläche des Lebens hin, Ihr Sterblichen, dringt nicht ins Innere, in die Tiefe!)

Die Franzosen verstehen und verstanden es von jeher, „de danser sur un volcan“ (auf einem Vulkan tanzen). In ihrer Leichtlebigkeit freuen sie sich rückhaltslos des Daseins, als wir. Sie hatten nie einen schwermüthigen Schiller, der

den Grundton der Herzen seines Volkes in den Worten aussprach:

Wer erfreute sich des Lebens,
Der in seine Tiefen blickt?

Ein französisches „geflügeltes Wort“ praktischer Lebens-philosophie ist indeß doch bis zu uns über den Rhein ge-flogen. Wir kennen Alle das La Fontaine'sche:

Aide-toi et le ciel t'aidera!
(Hilf Dir selbst, so wird Dir auch der Himmel helfen.)

Ganz fremd aber sind unserer deutschen Denkungsweise folgende „geflügelte französische Worte“, die ein eigenthüm-liches Licht auf die französische Ethik werfen:

Faut de la vertu, pas trop n'en faut,
L'excès en tout est un défaut.

(Tugend muß man haben, aber nur nicht zu viel, denn das Uebermaß ist allen Dingen ein Fehler), trällert der Franzose schon seit Jahrhunderten, ebenso wie:

Ce n'est pas être sage
D'être plus sage qu'il ne faut.

(Das heißt nicht weise sein, wenn man weiser, d. h. besser ist, als es nothwendig ist.)

Défaugiers und Quinault haben diese beiden „ge-flügelten Worte“ nicht erfunden, sondern nur durch ihre ge-bundene Form sprichwörtlich und sangbar gemacht.

Charakteristisch französisch auf diesem Gebiete sind auch die beiden „geflügelten Worte“:

La vertu sans argent n'est qu'un meuble inutile
(Boileau). (Ohne Geld ist die Tugend nur ein unnützes Möbel), und Mais l'honneur sans argent n'est qu'une maladie (Racine). (Aber Ehre ohne Geld ist wirklich nur eine Krankheit.)

Wer sollte denken, daß der strenge und ernste Boileau und „der reine“ Racine solch verhängliche Worte in Umlauf gebracht hätten! Diversité, c'est ma devise (La Fontaine), (Abwechslung heißt mein Motto), paßt besser zu seinem Autor, dem leichten Vogel La Fontaine und besonders gut zum französischen Volks-Charakter.

Dem folgenden französischen „geflügelten Worte“ stimmen wir vielleicht auch bei. Es ist von Claude le petit:

Tous les hommes sont fous et qui n'en veut point voir,
Doit rester dans sa chambre et casser son miroir.

(Alle Menschen sind Narren, und wer keine sehen will, muß in seinen vier Wänden bleiben und seinen Spiegel zerbrechen.)

Die Menge der französischen „geflügelten Worte“, die ich aus Büchern kennen lernte und in täglichen Umgang in Paris hörte, nöthigt mich, ohne weitere Eintheilung in Rubriken, noch hundertbunt folgende wenige echt französische und wichtige anzuführen.

Der echte Pariser urtheilt über jede Dame, die nicht eine geborene Pariserin ist, mit dem malitösen Gresset:

Elle a d'assez beaux yeux pour des yeux de province.
(Je nun, sie hat ziemlich hübsche Augen, wenn man bedenkt, daß es Augen aus der Provinz sind.)

La critique est aisée et l'art est difficile (die Kritik ist leicht, aber die Kunst ist schwer), sagt sehr richtig Destouches, und Piron ruft dem Kritiker zu:

Il ne fait rien et nuit à qui veut faire.
(Er selbst kann nichts hervorbringen und er schadet demjenigen, der etwas schaffen will.)

Der selbe Piron spricht auch die Wahrheit aus:

J'ai ri, me voilà désarmé.
(. . . Ich lachte — und darum bin ich entwaffnet.)

Quand on n'a pas ce que l'on aime,
Il faut aimer ce que l'on a. (Corneille.)

(Kann man nicht haben, was man liebt, so muß man lieben, was man hat.)

Von den stets wechselnden und sich doch immer wieder-holenden Moden soll Mlle. Bertin, die Modistin der Marie Antoniette, sehr passend gesagt haben:

Il n'y a de nouveau que ce qui est oublié, ou ce qui a vieilli.
(Nur das ist neu, was in Vergessenheit gerieth oder veraltete.)

Die selbstgemachte Grabchrift Passerat's enthält die Bitte:

Amis, de mauvais vers ne chargez pas ma tombe!
(O meine Freunde, beschwert meinen Leichenstein nicht mit schlechten Versen.)

Den steifen, blasirten jungen Männern der Gegenwart rufen ältere lebhaftere mit Loretelle zu:

Cédez-moi vos vingt ans, si vous n'en faites rien.
(Tretet mir doch Eure zwanzig Jahre ab, wenn Ihr nichts damit anzufangen wißt.)

Der Domherr Maucroix schrieb, über 80 Jahre alt:

Le jour de demain n'appartient à personne.
(Der morgende Tag gehört noch Niemandem.)

Régnard spottet über die Aerzte:

Hippocrate dit oui, mais Galien dit non.
(Hippokrates sagt Ja dazu, aber Galienus Nein.) Le vraisemblable est le vrai pour les sots (Colardeau). (Das Wahrscheinliche ist das Wahre für die Dummköpfe.)

Le vrai peut quelquefois n'être pas vraisemblable
(Boileau). (Das Wahre ist manchmal nicht wahrscheinlich.) L'homme absurde est celui qui ne change jamais (Bar-thélemy). (Der alberne Mensch verändert sich nie.)

On affaiblit toujours ce que l'on exagère,
(Man schwächt immer dasjenige ab, was man übertreibt), eine treffliche Bemerkung La Harpe's.

Qui n'a pas l'esprit de son âge,
De son âge a tout le malheur (Voltaire).

(Wer sich nicht seinem Alter — und auch seinem Zeitalter — gemäß betragt, hat alle Uebel desselben zu tragen.)

Der selbe Voltaire sprach auch sehr fein aus:

Tel brille au second rang, qui s'éclipse au premier.
(Mancher glänzt auf der zweiten Stelle, der auf der ersten Stelle unsichtbar bleiben würde.)

Fayolle ruft den flüchtig Schreibenden, den nachlässig Arbeitenden zu:

Le temps n'épargne pas ce qu'on fait sans lui.
(Die Zeit verschont nicht, was man ohne sie, d. h. flüchtig, macht.)

Die religiösen und die politischen französischen „ge-flügelten Worte“ sind häufig über alle Maßen scharf und bitter — es soll keins derselben hier angeführt werden; sind doch auch die vorstehenden nur von einer Feder in weiblicher Hand für einen Frauenkreis ausgewählt worden.

Mosaik.

Die Tänzerfamilie Vestris.* Wir haben es hier mit den beiden Repräsentanten dieses Namens zu thun, der im vorigen Jahrhundert einen europäischen Ruf hatte und dessen Träger fast an alle großen Bühnen verpflanzt wurden. Ein köstliches Ori-ginal des Rococozeitalters, ein Charakter, wie ihn nur das acht-zehnte Jahrhundert hervorzubringen vermochte, tritt uns in dem Tänzer Gaetano Apolline Baltajare Vestris, dem Ober-



Die beiden Vestris, nach einem Kupferstich aus dem Jahre 1780.

haupt der großen Familie, in „Vestris le Grand“ oder „le lion (der Florentiner sprach lion für lion) de la danse“, wie er sich in edstem Künstlerstolz selbst nannte, entgegen. Im Jahre 1729 in Florenz geboren und sehr jung nach Paris gekommen, betrat er 1748 als Tänzer die Bühne und ward ein Jahr später unter die Mitglieder der französischen Oper aufgenommen. Ludwig XV. gab ihm eine Unterstützung von 1500 Livres, um seine seltenen Talente noch mehr ausbilden zu können. Der Enthusiasmus des Pariser Publicums für ihn schien bleiben und Vestris hatte großen An-theil an der Regeneration der höheren Tanzkunst, die der Schöpfer des modernen Ballets, Jean George Noverre, unternahm. Größere Reisen vollendeten Vestris' (sprich Vestri) Kunstbildung und sein Ruf als Künstler wurde so bedeutend, daß mehrere Fürstenhöfe Europas wetteiferten, den Mann zu besitzen, der durch edle Gestalt und Schönheit, durch Talent und Kraft Alles neben sich verbunkelte.

Vestris war der beste oder vielmehr der einzige seriöse Tänzer im 18. Jahrhundert. Er tanzte elegant und verband mit der ebelsten und ungezwungensten Ausführung das seltene Verbiehnt, die Zuschauer zu rühren, ihnen immer interessant zu erscheinen und zu ihren Herzen zu sprechen. Dupré, „der Apollo des Tanzes“, der zu sagen pflegte: „Tanzen kann man mit den Füßen, schön tanzen aber nur mit den Armen“, war sein berühmter Lehrer und Vorbild gewesen, wie er es wurde für alle Tänzer, die gleich ihm das heroische Genre erwählt hatten. Als er sich 1780 nach einer vierzig-jährigen Wirksamkeit von der Bühne zurückzog, wurde sein Verlust allgemein bedauert. Noch zur Zeit des Consulats hatte sich sein Name bei Allen, die ihn gesehen, derart erhalten, daß er für die Personification der Anmuth, Leichtigkeit und Zierlichkeit in der Tanzkunst galt. Weniger als sein Tanz waren die Ballette beliebt, die er in Scene setzte. Er starb 1808 zu Paris.

Vestris war ein Usurpator, der mit dem Nachtruf des Genies die Menge zu fesseln und sich dienstbar zu machen wußte. Ihm war Alles erlaubt, selbst das Barockste wußte er mit Genialität in Scene zu setzen. Er traute sich die Kraft zu, der Gesellschaft etwas bieten zu dürfen! und niemals ward ihm ein schwachvoller Rück-zug, eine Demüthigung von derselben beschieden. Als Künstler besaß Vestris eine unbegrenzte Eitelkeit. Er behauptete, sein Jahr-hundert habe nur drei große Männer, ihn selbst, Friedrich II. und Voltaire, hervorgebracht. Lange Zeit schmachtete er sich mit der Hoffnung, durch die Vermittlung seines Gönners Richelieu das schwarze Band des St. Michaelordens zu erhalten; indeß der premier gentilhomme de la chambre du Roi starb und bald brach die erste große Revolution aus.

Die Marquise de Créquy zählte den vieux Coryphée unter die Wertwürdigkeiten des Jahrhunderts. Er unterrichtete den höchsten Adel beider Geschlechter in der contenance und in révérences. Die Marquise theilt eine solche leçon, die er dem Prinzen de la Maré gab, wörtlich mit.

Er lehrte ihn nicht nur die großen Unterchiede bei Begrüßungen hoher Personen nach dem Rasse ihres Ranges, sondern auch die verbindlichsten, gewandtesten Redensarten und beendete diese ergöh-liche Unterweisung wie folgt:

„Also jetzt, mein Prinz — wir steigen einige Stufen hinab und Sie werden einem berühmten Virtuosen Ihr Compliment machen. — Begrüßen Sie ihn ungezwungen — geben Sie Acht auf das, was Sie thun, mein Prinz, und lassen Sie sich Zeit — Sie müssen in dem ausgezeichneten Künstler das Entzücken eines großen Reiches anerkennen, einen Mann, den die Monarchen lieben, adeln, mit Reichthümern überschütten — kurz, Sie müssen sich vorstellen, daß Sie etwa den alten Vestris vor sich haben, durch eine Pension ge-ehrt und mit dem Orden des heiligen Michael decorirt (den ich übrigens hier auf der Brust haben würde, wenn nicht diese höllische Revolution gekommen wäre). — Also aufgemerkt — Sie stehen vor dem Ritter Vestris, mein Prinz — begrüßen Sie ihn — so — so — noch etwas tiefer!“

Die Familie Vestris war aus Florenz nach Frankreich gekommen und hatte hier ihr Glück gemacht — die Knaben durch ihre Talente, die Mädchen durch ihre außerordentliche Schönheit. Diese Familie lebte in der zärtlichsten Eintracht und nach den leichtsten Grundsätzen des vorigen Jahrhunderts. Während die schöne Theresina Vestris sich mit einem ihrer Verehrer unterhielt, betete die etwas bigotte Mutter im Nebenzimmer mit lauter Stimme ihren Rosenkranz; der Bruder, „Roch“ genannt, bereitete inzwischen das Nachtsessen, welches Schwester

* Nachdruck unterlagt.

Violenta und die andern Brüder und Theresina und deren Anbeter in herzlichster Weise miteinander theilten.

Die Schauspielerin Vestris war ein Theaterkind und hieß vordem Mademoiselle Dugazon. Sie spielte auf der Stuttgarter Hofbühne eine Hauptrolle, obgleich sie etwas mit der Zunge anstieß; später heirathete sie den kleinen Tänzer mit dem großen Namen Vestris.

Der junge Vestris erregte und verdiente die Bewunderung des gesammten Publikums. Sein Vater, dieser Gott des Tanzes, wie er sich selbst zu nennen pflegt, sagte eines Tages (1780) zu Grimm und Diderot mit jenem Ton, welcher der Würde seiner Eigenliebe so wol anstand: „Bis hierher“ (indem er die Hand auf die Brust legte) „läßt mein Sohn nichts zu wünschen übrig; was aber den obern Theil seines Körpers anbetrifft, da hat er noch Jahre lang zu üben. Ich habe ein ganzes Jahr damit zugebracht, mir die Arme zu verkürzen. Jeßn Jahre lasse ich ihm Zeit zur Menuet, und das ist nicht zu viel. Ach! mein Herr, könnte ich jeßt mit meinen Füßen das ausführen, was mir im Kopfe steckt, o Sie würden sich wundern! Allein das Alter gestattet mir nicht, die Eingebungen des Genies auszuführen . . .“

Erst zwei oder drei Jahre nach seinen großen Erfolgen erhielt dieser Sohn, Dank dem Unterrichte seines Vaters, die Vergünstigung, dessen Namen führen zu dürfen: „Fährt er fort,“ sagte der Alte damals, „so hebe ich ihm etwas ganz Artiges zu seinem nächsten Angebinde auf: ich werde ihm vergönnen, meinen Namen zu tragen . . .“

Daubernal, der Lieblingsjüngling Noverre's, der Componist des „schlecht bewachten Mädchens,“ das noch heute an der Berliner Oper gegeben wird, hatte sich, wie Vestris, um die Hand der Mademoiselle Allard, der Mutter des jungen Wundermannes, beworben; er beäugelte diesen einst hinter den Coullissen und rief bewundernd aus: „Welch ein Talent! Es ist Vestris' Sohn und leider nicht der meinige! Ach! warum mußte ich mit meinem Antrage einen Tag zu spät kommen!“

Als der große Vestris von der Verschwendungssucht seines Sohnes benachrichtigt wurde, rief er einen Familienrath zusammen, vor welchem er dem jungen Manne mit dem ihm eigenen Accent und der ihm eigenthümlichen Würde folgende Anrede hielt: „August, man spricht in der Welt von dem schlechten Zustande Deiner Finanzen; man sagt, Du stehst in den Schuldbüchern aller Modehandwerkerinnen, Du mißbrauchst das Vertrauen, welches der Name, den ich Dir zu führen vergönnt habe, Jedermann einflößt. Bringst Du Deine Angelegenheiten nicht in Ordnung, so werde ich es nicht dulden, daß Du diesen Namen länger trägst. Wir haben stets ehrenvoll gelebt. Verzeihst Du mich, August? ich mag in meiner Familie keinen Rohan.“

Die Zeitgenossen behaupteten, daß man nicht nöthig habe, Vater und Sohn von einander zu unterscheiden, denn das ausgezeichnete Talent Vaters mache sie zu einer Person. Die Vereinigung von Grazie und Kunstfertigkeit, von Leichtigkeit und Kraft, von vollendetem Körperjoch und Originalität machte jede ihrer Leistungen zu einer individuellen Schöpfung plastischer Formvollendung.

Der Sohn, Auguste Vestris, war 1759 in Paris geboren und nach den Lehren seines genialen Vaters erzogen worden. Ungeheim gewandt, lebendig und geschmeidig, stark in den schnellsten und schwierigsten Pas, war er dabei von vollkommener Grazie in allen seinen Bewegungen. Er mochte tanzen oder zur Erholung figuriren, immer war er es allein, der die Augen der Zuschauer an sich zu fesseln wußte. Wenn er sich zum Schluß eines Solotanzes in der Pirouette mit unglaublicher Schnelligkeit zehn- bis zwölffmal um sich selbst gedreht hatte, dann blieb er plötzlich in der Attitüde der Merkurstatue von Florenz wie angewurzelt auf einer Fußspitze stehen.

Er glich einem Halbgoth von Tänzer, der durch die Lüfte flattert, als wolle er eine Nymphe haßchen.

Auguste Vestris zeigte sich in der That seines Namens würdig. Als sich der Künstler im Jahre 1774 weigerte, eine Hilfsrolle in der Oper „Armide“ zu übernehmen, erhielt er den Befehl, sich nach dem Fort l'Evreux zu begeben.

Rührend und pathetisch war der Abschied zwischen Vater und Sohn. „So reise denn, mein Sohn,“ sagte le diou de la danse hinter den Coullissen, „dies ist der schönste Tag Deines Lebens! Nimm Dir den stattlichsten meiner Wagen und erkundige Dich bei Deiner Ankunft nach den Zimmern meines Freundes, des Königs von Polen. Ich werde Alles bezahlen.“

Diese Eitelkeit abgerechnet, war Vestris ein guter Vater, ein treuer Freund und wackerer Bürger, dabei so vielseitig gebildet, daß Personen vom ersten Range seinen Umgang suchten.

Als der König von Schweden unter dem Namen eines Grafen von Haga nach Paris gekommen war, wünschte der König von Frankreich, daß sein nordischer Gast vor seiner Abreise noch den jungen Vestris mödte tanzen sehen; dieser weigerte sich indessen hartnäckig, aufzutreten, ungeachtet die Königin selbst ihn darum bat. Erzürnt über solche Dreistigkeit, ließ der Minister Baron von Breteuil den stolzen Künstler so lange in das Gefängniß sperren, bis er erklärte, sich fügen zu wollen.

Ganz Paris spaltete sich darüber in Parteien, doch nichts glich der Bestürzung im Hause des Vestris.

„Ach,“ sagte le diou de la danse mit gebrochenem Herzen und thranenvollem Blick, „ach, dies ist der erste Zwist unseres Hauses mit der Familie der Bourbonen!“

Ein Theil der Pariser wollte den Verwegenen aus dem Königreich verbannt wissen, während Andere über Tyrannei schrien, da der junge Künstler eine geschwächte Sehne aus England heimgebracht habe. August drohte, nie wieder die Bühne betreten zu wollen, und der Vater schwur, Frankreich zu verlassen „avec toute son auguste maison.“ Endlich legten sich hohe Personen in's Mittel; auf Verwendung der Königin wurde der Tänzer freigegeben, und am Tage seines ersten öffentlichen Auftretens empfing ihn das Publikum enthusiastisch, was jedoch den stolzen Künstler nicht aus seiner Ruhe zu bringen vermochte. A. Czervinsky.

S. W. Marie Windermann. Im Alter von 74 Jahren starb am 25. März d. J. in ihrer Vaterstadt Bremen die Schriftstellerin Marie Christiane Windermann (geb. 9. December 1800). Selbständige Denterin und einer freien politischen wie religiösen Richtung zugethan, fühlte sie sich im Jahre 1848, gelegentlich der Dülön'schen Bewegung in Bremen, gedrungen, auch literarisch für ihren hart angegriffenen Freund D. einzutreten und that dies in so schneidiger Weise, daß u. a. die „Briefe über Bremische Zustände“ ihr Anlage und Verurtheilung zuzogen. Nach 1848 widmete M. Windermann ihre Feder fast ausschließlich dem Dienst der Jugend, und mande ihrer Erzählungen für die Mädchenwelt, z. B. die in der Sammlung „Feldblumen“ (6 Bde.) enthaltenen: „Der Akatz“

* Der Prinz Rohan-Guéméné, ein Mitglied des Hauses Rohan, machte 1785 einen schändlichen Bankrott.

schleier — Der Dreijährigkeitsring — Oswald — Die Blinde“ u. a. werden voraussichtlich ihr Andenken unter der Jugend nicht sobald erlöschten lassen. Hier und da verjügte sie sich auch auf anderen Gebieten, sammelte die „Sagen des alten Bremen,“ verfaßte Gedichte in Bremens plattdeutscher Mundart, veröffentlichte „Dramatische Kleinigkeiten,“ und betrat — nicht ohne Glück — das Gebiet der Novelle. Allen diesen Schriften wohnt ein edles Sittlichkeitsgefühl und ernstes Streben nach Höherem inne. Milde, lebenswürdige Denk- und Empfindungsweise durchleuchten und durchwärmen sie. Die Dichterin genoss eines stillen friedlichen Lebens-Abends. An ihr erfüllte sich das Wort des Sängers der „Bezauberten Rose“:

„In wessen Herz die Kunst sich niederließ,
Der ist vom Sturm der rauhen Welt geschieden;
Ihm öffnet sich, durchwallt von süßem Frieden,
Im ewigen Lenz ein stilles Paradies.“

Die Vorlesung (s. d. Illustration.) Die junge Comtesse hatte schon zweimal leicht gegährt, zweimal in einer Viertelstunde, zur stillen Verzweiflung des eleganten jungen Informators, der heute vergebens seine ganze Gelehrsamkeit entfaltet. „Wechen wir ab mit der leidigen Erdkunde,“ sprach sie endlich entschlossen; „ich bin der Höhenzüge und Meeresströmungen herzlich satt und Victorine auch, — n'est-ce pas, m'amie? Lesen Sie uns lieber etwas Hübsches vor, am liebsten Verse; Sie lesen so gut . . .“

Der junge Gelehrte war schnell getrübet. „Gnädige Comtesse haben zu befehlen, und wirklich, ich habe heute einige besonders hübsche Verse, die Ihnen gefallen dürften! Sie sind am Namensfeste unserer allverehrten Monarchin (Ihrer Namensschwester, gnädige Comtesse!) von der jungen Frau von Fijher im Costüm der „Fanchon“ an Ihre Majestät gerichtet und sehr gnädig aufgenommen. Wenn es die Damen interessirt . . .“

„Mais cela va sans dire! Nur schnell — schnell!“ — Der elegante Informator verbeugt sich, zieht den kleinen rothen Saffianband aus der Tasche des seidengefütterten Fracks und liest, während ihm die Röthe ins Gesicht steigt, da er der jungen Gräfin schöne Augen so aufmerksam und sinnend auf sich gerichtet fühlt, voll tiefer Bewegung:

„Man sah die Grazien voll Entzücken
An Karolinsens Wiege stehn.
Sie lächelten mit holden Widern
Der Schwester: „Werde gut und schön!“ —
Und jedes Herz sich zu ihr wandt
Und fühlst sich froh und reich,
Denn Liebe kennt nicht Rang noch Stand,
Nein, sie macht alle gleich!“

Er hat die beiden letzten Verse mit bedeutungsvollem Nachdruck gelesen, doch aufzublicken wagt er nicht. Seine eigene Kühnheit macht ihn bestürzt. Und daß die schelmische Gesellschafterin hinter ihrer Nase über ihn und seine Verse lächelt, weiß er, ohne hinzusehen.

„Kennst die Liebe wirklich nicht Rang noch Stand?“ fragt das träumerische Auge der schönen Comtesse.

Die Zeit wird ihr die Antwort nicht schuldig bleiben.

* Königin Karoline von Bayern; ihr Namensfest feierlich begangen am 25. Januar 1809.

Moderne Handarbeiten.

Wenn Titel und Inhalt dieses Artikels sich nicht immer vollständig decken, so findet dies Erklärung in dem Princip des Bazar, die Aufmerksamkeit seiner Leserinnen nicht allein auf neue erwerbswerthe Handarbeiten, sondern auch auf neue Erfindungen und neue technische Mittel zur Erleichterung schwieriger und zeitraubender Arbeiten zu lenken. Und um eine solche Erfindung und zwar an der Nähmaschine handelt es sich. Heutzutage hat wol jeder Haushalt eine solche treue, redliche Helferin aufzuweisen, die jahraus jahrein die wichtigen Kleidungs- und Wäschejorgen beiseitigen hilft, und mit wirklicher Dankbarkeit hängt man an der Nimmermüden, trotz ihrer mancherlei Launen und Mängel. Indem ich an die „überwindlichen Nähte“ und die zahllosen „Knopflöcher“ bei Anfertigung von Bett- und Leibwägen u. A. erinnere, bin ich gewiß, einem Heer von Seufzern zu begegnen. Diese werden uns künftighin erspart bleiben. Die Lösung des Räthfels besteht in einem Nähapparat, welcher an jeder alten oder neuen Maschine, namentlich an Singer- oder Schiffenmaschinen angebracht werden kann.

Maschinen und Apparate größerer und kleinerer Construction von dem Erfinder J. Guttman existiren bereits, doch sind sie hauptsächlich für Werkstätten von Herrens Garderobe, für industrielle Zwecke, für Seiderei- und Garbinnenfabriken verwerthbar. Derselbe Erfinder hat nun auch einem Bedarf im Haushalt durch oben erwähnten Apparat entsprochen; zur Empfehlung des letzteren wird es genügen, anzuführen, daß eine mit der Maschine und diesem Apparat vertraute und geübte Näherin im Stande ist, pro Tag 6—8 Gros Knopflöcher zu liefern. Dabei ist zu betonen, daß die Knopflöcher von tadelloser, sauberer und gleichmäßiger Ausführung sind und daß mit demselben Apparat, außer der überwindlichen Naht, noch Bindlöcher, ferner point-russe ähnliche Zierstichnähte, wie auch ge-

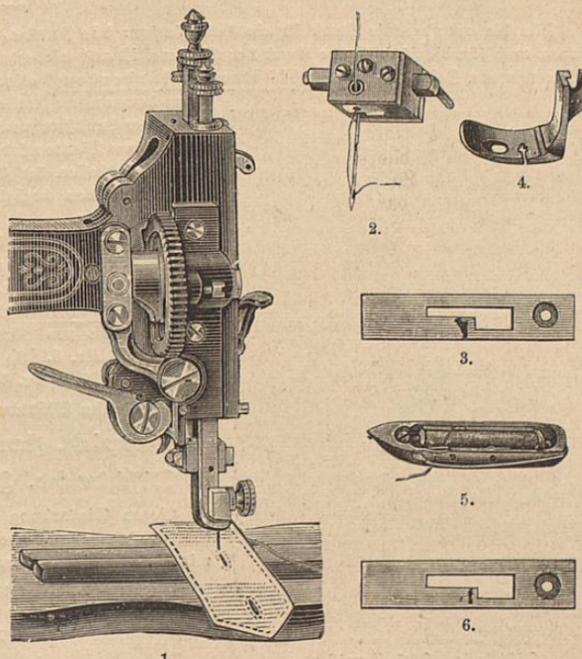
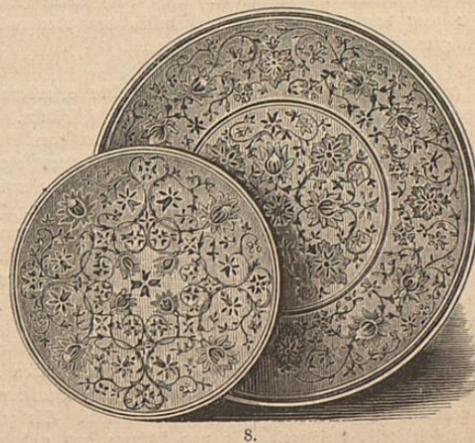
wöhnliche Nähte zu erzielen sind, sobald der dazu nothwendige Wechsel der Stichplatten, der Schiffchen zc. vorgenommen ist. Die bestehende Abbildung veranschaulicht den Apparat, der betriebs des Nähens keine Schwierigkeiten auferlegt; es ist indeß vorauszuschicken, daß jede Maschine, die damit versehen werden soll, einer technischen Aenderung zu unterziehen ist, die von Herrn J. Guttman bewerkstelligt wird. Dieselbe besteht zunächst in einem kleinen Zahnrade; dasselbe wird innerhalb der eisernen Armstange angebracht und dient zum Treiben des Apparates, der hinter der Armstange angebracht wird. Abb. 1 zeigt den Apparat an der Nähmaschine befestigt, und zwar von der hinteren Seite. Die zweite Aenderung geschieht an der Nadelstange. Diese muß einen kleinen Ausschnitt erhalten, an welchem der für Anfertigung von Knopflöchern erforderliche Nadelkopf (Abb. 2), befestigt wird. In letzterem bewegt sich die Nadel mittelst eines Hebels, der während der Hebung und Senkung der Nadelstange geschoben wird und den Stoff in bestimmter Breite überspringt, hin und her. Die Beweglichkeit der Nadel wird durch das Lösen der Schrauben bewerkstelligt und ist nur zur Ausführung der hier angeführten Arten von Näherei bedingt; für die gewöhnliche Naht muß die Nadel fest wie bei der bekannten Nadelstange sitzen, die betreffende Schraube also fest angezogen werden. Die für Verwendung des Apparates nothwendigen Utensilien bestehen erstens in einer Stichplatte (Abb. 3), welche gleichfalls, der springenden Bewegung der Nadel zufolge, einen Ausschnitt hat und außerdem mit einem hochstehenden Dorn versehen ist. Letzterer wird durch den für das Knopfloch gemachten Einschnitt geschoben und so die Stofflante, ihn berührend, umnäht. Weiter gehört dazu ein Stoffbrücker (Abb. 4), und ein Schiffchen (Abb. 5). Letzteres ähnelt dem gewöhnlichen Schiffchen der Singermaschinen; seine Spannung, etwas abweichend construirt, ist eine durchaus gleichmäßige, was für das Arbeiten von Knopflöchern von besonderer Wichtigkeit ist, die mit diesem Apparat mit Brooks-Garn Nr. 80 (Untergarn) und Nr. 100 (Obergarn) herzustellen sind. Für Bindlöcher und die überwindliche Naht sind Ober- und Untergarn gleich stark zu nehmen; für erstere werden die Stiche enger, für letztere weiter gestellt. Bei den Zierstichen bebient man sich der Stichplatte (Abb. 6) und beliebiger Garne, die sich in Stärke und Farbe nach dem zu verzierenden Grundstoff richten. Derartige Apparate sind in der Maschinenfabrik von J. Guttman (Berlin, Alexanderstr. 1) vorrätig. Dort werden auch die Aenderungen an der Maschine ausgeführt, sowie die betreffenden Utensilien nebst instructiver Gebrauchsanweisung geliefert.

* Die Majolikamalerei. Realismus und Idealismus gehen im Leben so hart nebeneinander her, daß der Uebergang von der Nähmaschine zur Malerei kaum einer Vermittlung bedarf. Umsoweniger, als in der Gegenwart die Malerei in vielen Familien eine vielfach geübte Kunst ist. Bisher wandten sich junge Damen gern der Aquarell-, der Porzellan-, der Holzmalerei zu, als ausgiebiges Feld für Geschenke, Zimmerschmuck zc.; diesen verschiedenen Arten der Malerei gefellte sich heute die Majolikamalerei zu, in ihrer Ausführung und Behandlung an die Porzellanmalerei erinnernd. Sie hat indeß wesentliche Vorzüge vor dieser, wozu der geringere Preis der Gegenstände, die billigeren Farben, eine geringere Kunstfertigkeit und eine größere Mannigfaltigkeit der Gegenstände zu rechnen sind. Vasen, Teller, Tischplatten, Schaufelchen, Krüge, Platten, Kacheln zc. lassen sich durch die Majolikamalerei als Haus-



zierrath herstellen. Selbst von hoher Seite wird momentan dieser Richtung gehulbigt und künstlerisches geleistet; das bezeugen die schönen Majoliken, womit der Prinz und die Frau Prinzessin Wilhelm von Preußen ihren kaiserlichen Großvater zum Geburtstag erfreut haben, und viele andere Gegenstände, die von hoher Hand gefertigt, allwöchentlich zum Brennen eingeliefert werden.

Wenn wir hier von der herrschenden Mode Notiz nehmen und dem großen Contingent malender Damen Gelegenheit bieten, sich in der Majolikamalerei zu versuchen, so erinnern wir dabei gleichzeitig an das, Seite 96 des Bazar unter dem Titel „Kunstschreiben“ erwähnte Werk, welches ausschließlich Vorlagen für diese Malerei enthält. Die Abbildungen Fig. 7 und 8 zeigen ein nach jenen Dessins ausgeführtes Theeservice und zwei Kundenteller. Gleichzeitig sei bemerkt, daß von dem Verleger des Werkes, G. Spielhagen (Berlin SW., Friedrichstr. 49) auch feuchte Majolikafarben erfunten und dort präparirt in Tuben zu haben sind, welche sich mit der Leichtigkeit der Aquarellfarben behandeln lassen. Das genannte Magazin liefert Gebrauchsanweisungen, resp. Anleitung zur Malerei mit diesen Farben und gibt dem Untundigen über nothwendige Details bereitwillig Aufschluß.



Mode-Notizen.

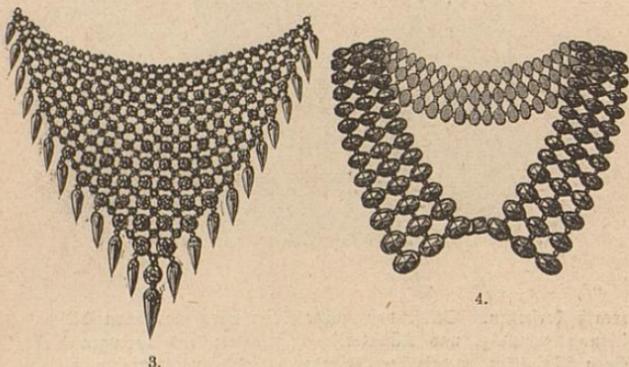
Unsere Hutform befindet sich in steter Wandlung. Nicht allein die wechselnde Jahreszeit dirigiert sie, auch jeder Kategorie der Toilette wird von der Mode ein anderer Hut vorgeschrieben. Da ist der Reize- und Landhut, der elegante Promenaden-, Straßen- und Visitenhut und der große praktische Hut für den Strandausflug.



einer Elfaßschleife von braunem Sammet garnirt. Der Hut Fig. 2 besteht aus starkem Strohgeflecht „Spadra“ und ist mit Tüll und Spitzen ausgestattet. Momentan macht ein eigentümlich eleganter Hut viel von sich reden: Diane de Poitiers. Er besteht aus einem Reiz und einem Bandeau aus großen Perlen; letzteres ruft auf einer flachen Krempe von gefaltetem Sammet.

Wir haben die glückliche Freiheit der Wahl und kennen keinen Zwang als den, geschmackvoll und kleidsam adjustirt zu sein, gleichviel, ob die augenblicklichen Modelaunen französischen, deutschen, englischen oder anderen Ursprungs seien. Anders ist's in unserem östlichen Nachbarstaat. Dort scheint der Kopfbedeckung der Damen der Aristokratie und der hohen Gesellschaftskreise eine radicale Aenderung bevorzustehen.

Zur vervollständigen Garnitur der schwarzen Toiletten aus Wolle, Grenadine, Seide u. bevorzugt die Mode vor wie nach die mancherlei zierlichen Gegenstände aus französischem und ächtem Jet.



und Diademen sind augenblicklich die hier in Abbildung gegebenen Kragen und Plastron sehr begehrt. Ersterer, vorn mittelst kleiner Agraffen geschlossen, eignet sich zu Kleidern mit spitzem Ausschnitt. Das Plastron, für hohe geschlossene Taillen passend, wird mit Sammetbändern zum Schließen versehen.

Neben all den Mänteln, Mantelets, Reдингotes der Saison beginnen auch die kürzeren anliegenden Paletots ihren Platz zu behaupten; von Cheviot, Tricotstoff, Vigogne u. in der Farbe des Costüms hergestellt sind sie eine nicht zu unterschätzende Beigabe für Reize- und Straßentouilletten.

Die enganliegenden Schoßtaillen mit Schwebel erfordern, um tabellos zu sitzen, das Unternähen der Nähte mit Fischbein. Nicht immer erhält man die auch der Falsification unterworfenen Stangen von solcher Güte, daß sie längeren Gebrauch aushalten ohne zu biegen, zu splintern oder zu brechen.

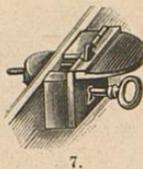
Unter den alljährlich zur Reisesaison neu austauchenden Reizeeffecten, die „aus Sanitätsrücksichten“ eine besondere Beachtung erfordern, gehören diesmal die Reizehemden aus surah. Sie zeichnen sich durch Leichtigkeit, Geschmeidigkeit und Wärme aus und eignen

sich besonders für Touristen. Um ein solches Reizehemd bequem zur Hand zu haben, ist es in einem mit Riemen zum Umhängen versehenen Futteral geborgen, das zugleich den übrigen zur Toilette nothwendigsten Gegenständen Raum bietet.



Ein kleines werthvolles Utensil ist das porte-lorgnon américain. Dasselbe macht das unkleidbare schwarze Band, an welchem gewöhnlich das pince-nez befestigt ist, überflüssig, so dann verhütet es das Verlegen oder Abhandenkommen des dem Kurzsichtigen unentbehrlichen Requisites.

Unsere Herren werden uns Dank wissen, wenn wir sie durch einen kleinen einfachen Mechanismus vor den Gefahren schützen, den ihre offenen Cigarrentaschen durch unliebsame und geheimnißvolle Witzraucher ausgefetzt sind.



es an jeder Cigarrentasche mittelst einer Schraube von innen befestigt werden kann, gibt durch eine auf den Deckel übergreifende Feder einen sicheren Verschluss, der nur mittelst des Schlüssels geöffnet werden kann.

Was nicht aus alter vergessener Zeit stammt, wird heutzutage oft künstlich antikisirt, um in seiner äußeren Gestalt diesem oder jenem Zeitalter zu entsprechen. Dahin gehören die momentan sehr gesuchten Gegenstände aus Schweinsleder, gefärbt, gewalzt und auf Reliefplatten von Metall getrieben, wodurch sie ein Gepräge alten Stils gewinnen und an Schildpattschneiderei erinnern.



Wirtschaftsplaudereien.

Amerikanische Teigrührmaschine. (American cake mixer.) Die amerikanische Teigrührmaschine ist bisher in unseren Haushaltungen wenig bekannt und dennoch zählt dieselbe zu denjenigen empfehlenswerthen Apparaten, die in keiner Küche fehlen sollten.



Farbige Kunstblätter für Buntstickerei.

Für die ornamentale Kunst ist ein Hauptfactor: die Farbe, und der Wunsch nach farbiger Darstellung wirkungsvoller Compositionen auch für die schmückende Kunst der Stickerei ist uns wiederholt kund gegeben worden.



durch harmonische Farbenzusammenstellung das Interesse der kunstsinigen Damenwelt gewinnen dürften. Jedem Blatte wird ein Dessins-Bogen mit den Einzeltheilen der Composition in natürlicher Größe und den bezüglichen Beschreibungen beigegeben werden.

Diese im Format des „Bazar“ hergestellten Kunstblätter sind einzeln verkäuflich und — gleich den allbekannten Bazar-Papier-Schnittmustern — nur direct von uns zu beziehen.

Der Preis pro Blatt beträgt für Abonnenten 1 M. = 65 Kr. ö. W., für Nichtabonnenten 1 M. 30 Pf. = 1 Fl. 5 Kr. ö. W.

Von diesen Blättern erschienen soeben:

- I. Teppich, Kreuzstich-Stickerei.
II. Tischdecke. Ital. Renaissance.

Gegen Einsendung oben genannten Betrages (per Postanweisung oder in Briefmarken) liefern wir diese Blätter franco an unsere Abonnenten.

Berlin SW., Juni 1882.

Bazar-Actien-Gesellschaft.

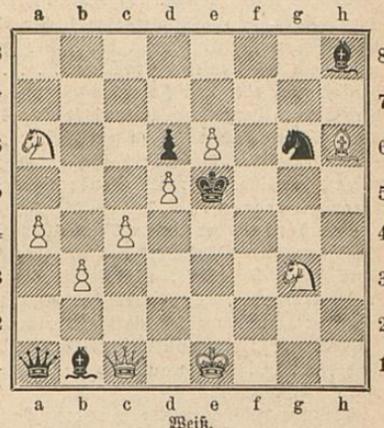
Schach.

Aufgabe Nr. 83.

Preisgekrönt im letzten italienischen Problemtourier. Von F. Jessperson. Schwarz.

Auflösung der Schach-Aufgabe Nr. 81 Seite 160.

- Weiß. 1. Kg 4 - f 3
Schwarz. 1. Ke 5 n. d 4 oder - f 5 oder c 5 n. d 4
Weiß. 2. La 3 - b 2 oder T d 4 - d 5 oder Ta 4 - a 5 matt.



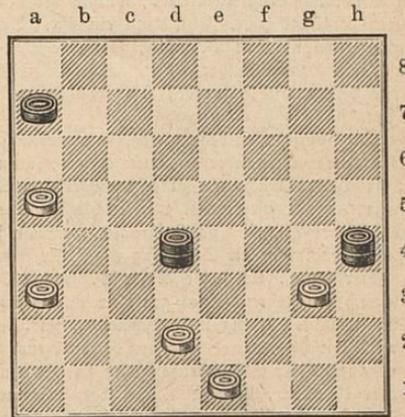
Weiß zieht und setzt mit dem zweiten Zuge matt.

Auflösung der Schach-Aufgabe Nr. 82 Seite 176.

- Weiß. 1. L b 3 - a 4
Schwarz. 1. Ke 6 n. d 5 oder d 7 - d 6
Weiß. 2. La 4 - b 3 oder Sb 5 - c 7 matt.
A. Weiß. 1.
Schwarz. 1. f 7 - f 6 oder - f 5 oder e 5 - e 4
Weiß. 2. S d 5 - c 7 oder Dh 7 - g 8 oder n. e 4 matt.

Damenspiel-Aufgabe Nr. 10.

Schwarz.



Weiß zieht und gewinnt.

Auflösung des Scherz-Rebus Seite 176. Reizung zum Bösen.

Bur gefälligen Beachtung.

Mit dieser Nummer schließt das Quartal. Wir bitten, das Abonnement baldigst erneuern zu wollen, damit jede Störung im Empfang des „Bazar“ vermieden werde.

Wir empfehlen der Beachtung unserer Abonnenten den dieser Nummer beigefügten Prospect betr. „Goethe's Werke. Illustrierte Pracht-Ausgabe“ (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt).